

# Leihbibliothek

deutscher, französischer, englischer, spanischer,  
italienischer, dänischer u. schwedischer Bücher

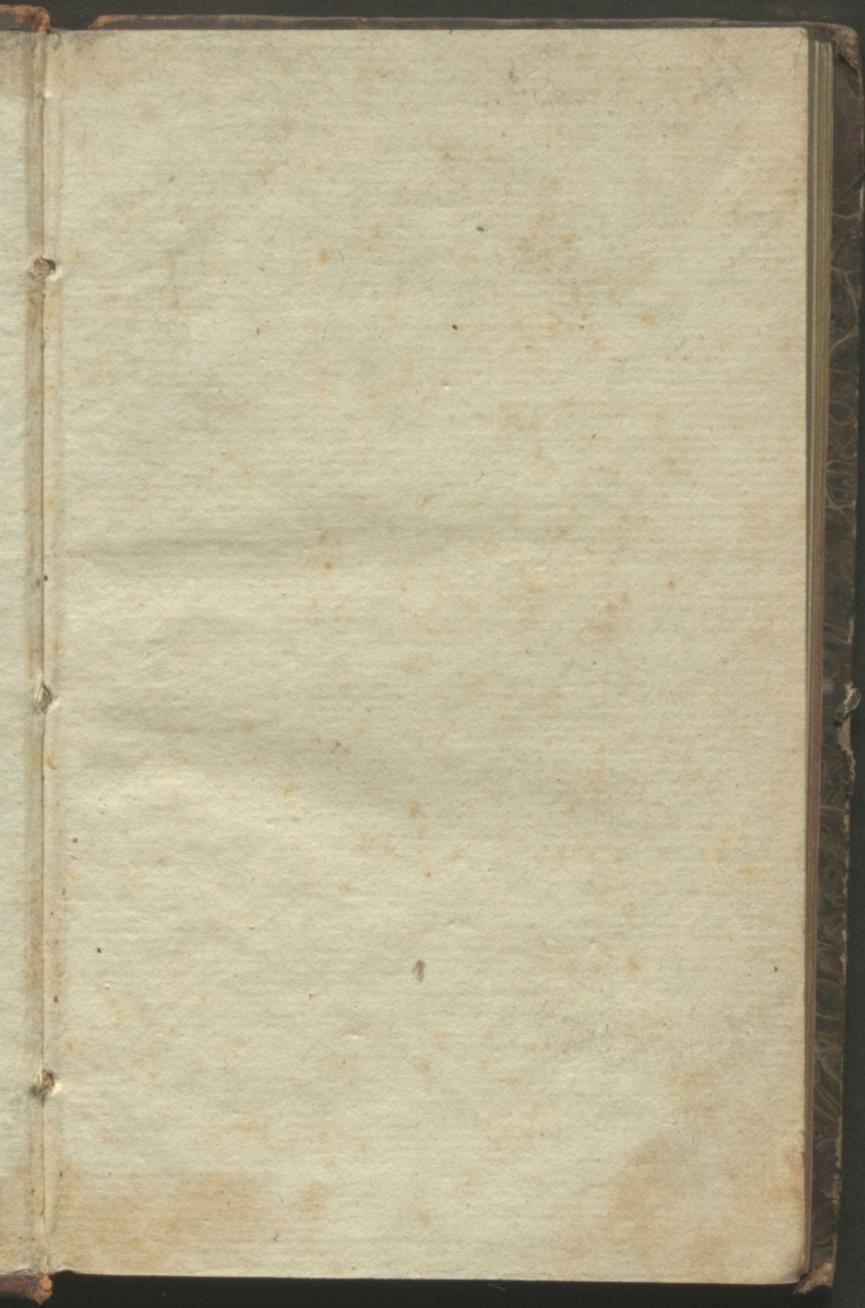
von

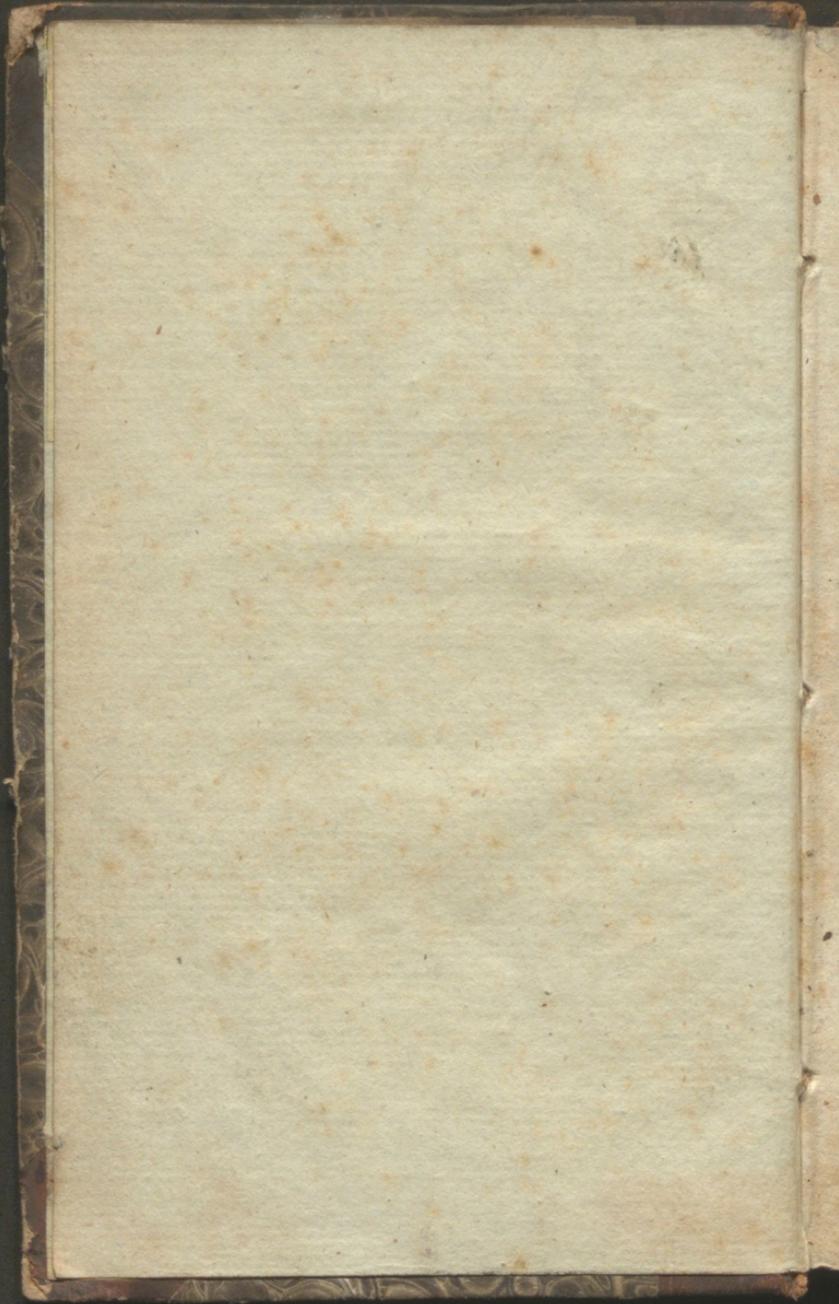
**Conrad Prall,**

Buch- und Musikalien-Handlung,  
in Hamburg,

**Rödingsmarkt (Ost-Seite) No. 5,** vom  
Burstah links im 4ten Hause.

Ha 179





Die  
Geschwister

oder

die Aene.

---

Von

A. Lafontaine.

---

Zweites Bändchen.

---

Halle

in der Kengerischen Buchhandlung.

1819.





Die  
G e s c h w i s t e r  
oder  
die Neue.

---

II. Band.

I





---

Das große Haus. Don Bazile.  
Ah, la calomnie!

---

Herold, der überall zu Hause war, war, wie es oft geht, am allerwenigsten in dem Hause seiner Schwester zu Hause, sonst hätte er unmöglich sein Fieken dahin bringen können. Seine Schwester war erstlich eine Dame, und darum konnte sie schlechterdings nicht begreifen, wie irgend ein Mensch nur ein Mensch seyn konnte, ohne einen Schmuck von Brillanten, und einen zweiten von großen, ostindischen Perlen, ohne ein Paar Equipagen, ohne Bediente und Jungfern, ohne die Woche zwei Mal große Gesellschaft, ohne ein Landgut für den Frühling zum Whist, ohne einen Titel.

Wenn ihr Bruder auf dieses Kapitel



kam, stieß und schlug er um sich ungebärdig, wie ein Nashorn, nannte das alles des Teufels Hausrath, sprach ordentlich spöttisch von diesen jämmerlichen Sündenfachen. Seine Schwester hörte auch recht andächtig zu, und sagte von Zeit zu Zeit: „Ei freilich! lieber Wilhelm, freilich!“ und dachte an ihren ächten Kaschmirschawl, der aus London für sie unterwegs war.

Zweitens war sie Mutter, aber auch als Dame; denn sie wollte ihre Töchter so reich und so hoch hinausbringen, als möglich, das war alles.

Ihr Bruder war der Assozie ihres Mannes; aber der Faktor Brinke führte doch eine eigene Rechnung über ihres Bruders Vermögen, dessen Größe sie nicht kannte, und was, worüber die Base selbst erstaunte, die Base nicht herausbringen konnte.

Herold hatte Komptoire in Hamburg, in Frankfurt, in London, in Amsterdam, die von Salms Hause ganz getrennt waren. So viel wußte

die Base und Madame, daß, ohne den reichen Zuschuß Herolds, über den der Faktor oft brummte, die ganze reiche Pracht des Hauses in großer Gefahr war. Man hatte also große Ursach, es mit Herold nicht zu verderben; und dennoch zitterte die Schwester beständig vor dem Bruder, der sie unendlich liebte; denn er hatte seltsame Einfälle, das sagte, wer von ihm redete, und diese Einfälle fielen, das war das Uebelste, schnell und unvermuthet, wie Blitze vom hellen Himmel.

Da er aus Italien zurückkam, stürzte er in's Zimmer zu seiner Schwester, schloß sie heftig in seine Arme, und rief: „Nun bin ich Dein! Dein! liebste Schwester! Hier, hier in Deinem Hause will ich wenigstens die Ruhe finden. Von nun an sind Deine Kinder meine Kinder! Kommt, Mädchen, kommt an die Brust Eures Vaters!“

Er drückte die beiden Kinder mit einer großen Innigkeit an seine Brust, und benetzte sie mit Thränen.

Die Schwester rief auch in Thränen:  
„Ja, ich übergebe Dir meine beiden  
Töchter. Sey ihr Vater, sey noch mehr,  
sey ihr Erzieher; gib ihnen Dein Herz,  
Deine edlen Grundsätze, und wena Du  
einmal Kinder hast —“

Hier schüttelte Herold mächtig den  
Kopf, und da sie die Worte noch einmal  
wiederholte, so rief er: „Nein! nein!  
Hier sind meine Kinder, die mir der Him-  
mel und Du gegeben hast.“

Die Dame sah weinerlich aus; aber  
in ihrem Herzen regte sich ein Geist, der  
das Vermögen des Bruders berechnete,  
und die Brust mit einer schnellen Freude  
füllte.

Der Bruder ging; die Dame sah die  
Bäse an; sie wollte die Sache nach Pro  
und Contra verhandeln. Die Bäse hatte  
dann nie etwas gehört. Die Dame mußte  
erzählen, verrieth ihre Wünsche, und die  
Bäse seufzte, wie das Unglück des Einen  
die Freude des Andern werden könnte;  
denn ob sie gleich die Welt so gut liebte,

wie die Dame, so war doch diese Liebe mit etwas Heiligem gemischt.

„Ich wollte Ihnen wohl sagen, wie viel wir hoffen könnten, wenn ich wüßte, was den jungen, begeisterten Mann — und in seinen Jahren ist jede Begeisterung nur eine Begeisterung für unser Geschlecht — dahin bringen konnte, der Liebe zu entsagen.“

„Das heißt so viel, als ich will es wissen? Nicht, Vase?“

Der Vase Neugierde war nicht eine gemeine Neugierde, die alles wissen will, um es zu vergessen. Sie trieb Neugierde und Verläumdung mit Geist, nach einem System, das dem größten Historiker Ehre gemacht haben würde. Alles, was sie wußte, mußte, war es möglich, sich auf Urkunden stützen, sie studirte die Quellen. Sie verglich, sie gebrauchte Mienen, Seufzer, Blicke, Ausrufungen, als Hilfsquellen und Varianten, bis sie das Geheimniß vom Entstehen an bis ans Ende mit Beweisen belegen konnte.

Dun aber auch Gnade Gott dem Menschen, dessen Geheimniß sie hatte, und noch mehr dem, den sie nebenher haßte! Aber man muß es ihrer geistlichen Liebe zum Ruhm sagen, sie behandelte Feind und Freund vollkommen gleich; sie führte das Geheimniß in die Sozietät ein, in unendliche Theile getheilt. Sie zerriß das Geheimniß in tausend kleine Fäden, und vertheilte sie in zehn Gesellschaften, machte diesen zum Gewährsmann von diesem Theil, und jenen von jenem, und so stand endlich das arme Opfer, ohne Hülle, in der nackten Schuld, ohne ein Feigenblatt in der Sozietät da, und Niemand wußte — selbst der Satan hätte es nicht gewußt — wer die Schuld und das Geheimniß aufgedeckt hatte. Die Vase hielt dann dem armen Opfer aus Christenpflicht einen Schild vor, um die Pfeile der Versündigung durch Widerspruch noch häufiger und giftiger zu machen. Herr Bazole war ein Kind gegen die Vase.

Nur mit Herold wollte es ihr nicht



recht glücken; der Grund war für ihr  
Veleloth zu tief.

Sie — die alle Menschen aus ihrer  
Familie beherrschte, weil sie von Jedem  
ein Geheimniß wußte, was nicht bekannt  
werden durfte — wollte auch Herold  
beherrschen. Es war nicht gemeine Neu-  
gierde. Sie hielt Buch über ihn schon  
auf der Universtrat. Sie kannte seine  
Freunde, und seiner Freunde Verwandte;  
aber ihn nicht.

Endlich zog sie mit S a l m s nach  
\* \* n. in Herolds Haus. Sie wußte  
von Herold nichts, als daß er Reisen  
über Reisen mache; aber keine Handels-  
reisen.

Die Base hatte in Herolds Zim-  
mer jedes Papierchen gelesen, um Urkun-  
den zu suchen; aber Herold, hört sie,  
hat mehr auf einem Garten gelebt, wenn  
er hier gewesen, als in der Stadt, und  
der Garten ist seiner Schwester nicht mit  
abgegeben, sogar als fremdes Eigenthum  
gestellt.



„Wer wohnt auf dem Garten?“

„Ein Knabe, seine Wärterin, ein Hofmeister, ein Bedienter, der Gärtner und seine Familie.“

Am andern Morgen schellte sie an der Gartenthür. Der Hofmeister des Knaben empfängt die Dame, die sich eine nahe Verwandte vom Herrn Herold nennt. Sie will den Garten doch sehen, der von einem ihrer Vorfahren angelegt ist. „Wahrscheinlich Ihnen gehört? Nicht wahr?“

„Er gehört Herrn Herold. Ich bin der Erzieher des Kindes dort.“

„O welch ein himmlisches Kind!“

Sie liebkost dem Kinde. Sie fragt nach des Kindes Namen.

„Dorn!“

Sie durchläuft das ganze lange Register ihrer bekannten Namen. Nirgend ein Dorn.

Ein Hofmeister, eine Wärterin, der man das Glück aus Auge und Kleidung sieht, ein eigener Bedienter für den Hofmeister.

Sie nimmt die Wärterin auf die Seite, hört in zehn abgebrochenen und wieder angeknüpften Gesprächen, daß Herr Herold vor vier Jahren hierher eine junge, sehr schöne Frau, Madame Dorn, Ferdinands Mutter, gebracht hat.

„Gewiß eine Unglückliche; denn Herr Herold ist die wohlthätigste Seele von der Welt.“

„So unglücklich habe ich nie ein Menschenherz gesehen. Der Gram brach es ihr nach zwei Jahren.“

„Mich dünkt, liebe Frau,“ sagt die Base — „Sie sollten das nicht so erzählen. Es soll vielleicht ein Geheimniß seyn.“

Die Frau stutzt und schweigt; und Beide gehen von Zimmer zu Zimmer.

„Hier in diesem Zimmer wohnte die arme Dame, und hier starb sie. Das Zimmer bleibt so, wie Sie sehen, gerade wie es war, da die arme Dame starb. „Es ist ein Andenken für Herrn Herold,“ sagte er und wenn er hier ist, so sitzt er hier oft mehrere Stunden, und stutzt die

Stirn in die Hand, und ist betrübt, als wäre es seine nahe Verwandtin gewesen.“

„Das braucht's nicht, liebe Frau, das braucht's nicht; denn Herolds Herz ist so weich, so theilnehmend. Aber Sie erzählen recht gut, recht rührend. Man muß gerührt seyn von Ihrer Beschreibung der armen Dame. Dorn hieß sie? Ich habe Dorns gekannt. Hieß sie etwa Marie?“

„Nein, Adelheid! Herr Herold nannte sie immer, liebste, oder gute, oder theuerste Adelheid.“

„Pst! Pst! Sehen Sie, das könnte den Verdacht erregen bei einem, der Herold nicht kennt.“

Aber mehr weiß die Frau auch nicht.

Die Base sendet die Frau hinaus, und fliegt dann über ein Papier. Sie liest die Worte: „Verrogen! von ihm, den Du liebst, der Dich liebt! — denn: dieser Herold! kein Mann weiß, was Liebe, was Treue ist! O Adelheid!“

Die Wärterin ist wieder da.

Der Hofmeister kommt mit dem Kin-

de; die Base vergleicht seine Züge mit Herolds Zügen; ihr Auge nicht, aber ihr Wunsch täuscht sie mit einer Ähnlichkeit.

Auf einem Spaziergange durch den Garten hört sie von dem Hofmeister: „Herold ist des Knaben Oheim und Vormund. Der Knabe sey der Erbe eines großen Reichthums, und seine Eltern haben ihn der Erziehung Herolds anvertraut.“

„Vielleicht soll das Niemand wissen, lieber Herr,“ sagte sie freundlich, vertraulich ihre Hand auf seinen Arm legend.

Sie steigt in den Wagen, kommt zu Hause, und ruft: „Oheim! Vormund! ein reicher Erbe! Und stellte man dazu des Knaben Gesicht vor Gericht! In's nicht, als sähe ich Herolden, wie er ein Kind war. Ja die Männer wissen nicht, nicht einer, was Liebe, was Treue, was ein Herz ist!“ setzte sie seufzend hinzu. „Dorn! Adelheid! ein Paar welthistorische Namen, wie unser Professor immer von Namen sagt, mit denen nichts anzujagen ist. Ich gäbe alle Mar



men darum, wenn ich wüßte, wohin diese gehörten.“

Sie ging jedem kleinen Strahl des Lichts nach, aber vergebens.

Obgleich die Base die Geheimeräthin gar nicht liebte, und die beiden Töchter noch weniger, weil sie hübsch zu werden versprochen; ob sie gleich der Dame, wenn sie so stolz auf dem prächtigen Throne ihres reichen Hauses saß, viel Unglück gönnte; so wollte sie doch nicht, daß Herolds Vermögen in andere Hände kommen sollte, als in die Hände ihrer Verwandten.

Sie setzte sich also auf ihren Dreifuß, da Herolds Schwester ihres Bruders Vermögen und sein Alter berechnete.

Die Base hob drei Mal drohend den Zeigefinger auf, und sagte leise: „So ist's, und ich wüßte nicht, was Ihnen gefährlich werden könnte, außer ein Mensch! Einer, an den Sie nicht denken. Ferdinand! der kleine Dorn!“

„Der? Das ist wohl Ihr Scherz, Base?“

„Können Sie den Knaben? Wer war sein Vater? Wer seine Mutter? Welches sein Vaterland? Dorn? Ja, er kann ein Dorn für Ihre Hoffnungen werden. Der Knabe soll reich seyn, sagt — wer? wer? Ja, er kann leicht so reich seyn, wie Ihr Herr Bruder. Sein Vater soll Ihres Bruders Busenfreund gewesen seyn. Wann hätte der Better wohl die Namen seiner Freunde verschwiegen? Aber haben Sie den Namen Dorn je von ihm gehört? Eins! Seine Bedienten kennen den Namen, Dorn nicht. Zwei! Dreiman n, der um alle seine Geheimnisse weiß, kennt den Namen nicht. Drei! Der Name ist erfunden. Der Knabe hat keinen Vater, der sich nennen darf; aber der Erbe eines reichen Mannes ist er; und da der Herr Better Rosalien liebt, so halte ich gerathen, Rosalien an die Seite des unbekanntten reichen Erben zu stellen.“

Hier öffnete die Base der Dame eine ganz neue Aussicht. Man liebte dem Knaben. Die Schwester versicherte He

olden, daß das Kind so glückliche Anlagen hätte, daß sie wünschte, die kindische Neigung Ferdinands zu Rosalien möchte ein bleibendes Gefühl werden, und wenn auch Ferdinand ein Bettler wäre.

Die Freude leuchtete Herolden aus den Augen. „Schwester,“ rief er — „ich erkenne Dich und Dein Herz zuweilen. Das vergib mir! O gute Schwester!“ Und Rosalie war von diesem Tage an Ferdinands Spielgefährtin.

Auch wäre es nicht übel gewesen, wenn nicht die weisfluge Mutter Rosalien, da sie zwölf Jahr alt war, allerlei Winke gegeben hätte, die jedes Mädchen im zwölften Jahre schon verstehe.

Die Base nickte beifällig mit dem Kopfe.

Aber auf einmal fiel der Base Blick auf den Ring, den Herold am Finger trug. „Ein Ring?“ Herold trug nie Geschmeide sonst.

Sie

Sie paßte die Zeit ab; da der Wether sich die Hände wusch, und die Vase hatte die Buchstaben im Ringe L. B. weg.

Vrinke wußte nichts; der Bediente, der mit dem Herrn in Italien gewesen war, brummte jedes Mal die Vase an, wenn sie freundlich nach irgend etwas fragte. Aber Herold mußte doch einmal seinen Schreibtisch auflaffen. Das geschah. Die Vase las nichts als die Unterschrift unter einem Briefe, den Herold eben mit einer unendlichen Betrübniß gelesen hatte. Sie las nur; denn Herold begleitete nur einen Fremden hinaus, und mußte gleich zurück seyn. Sie las nur: „O liebster Herold, ewig Deine treue Geliebte, Luise Bern Mailand.“

„Dort einen Sohn, und eine Geliebte, Adelheid, und hier gar einen Brief, und einen Ring.“ Sie sagte kopfschüttelnd. „Ach, der Mann ist ein gebrechliches Ding! dieser Herold! —“



Sie richtete sich hoch empor. Sie legte die Hand mit dem Gefühle eines großen Triumphs auf die Brust, und sagte wie der Pharisäer: „Ich danke Dir, Gott!“

Seit dem sagte sie recht oft: „Ach, der Better ist jung gewesen, sehr jung. Glauben Sie mir, liebste Geheimeräthin, und wer kann sagen, wie jung er noch ist?“ Sie traute ihm alles Böse zu; und da er Sophie n in's Haus brachte, das Mädchen mit so viel väterlicher Liebe behandelte, sagte sie lächelnd: „Der Better ist doch, Gott vergebe ihm! sehr jung gewesen, recht sehr jung.“ Sie war begierig auf die Entwickelung aller dieser Geheimnisse. Denn Sophie, mit der die Base über die Unglücksfälle des Lebens redete, und das Mädchen an Werneberg erinnerte, sagte in warmer Liebe und Vertrauen: „O ja, liebe Base, meine Mutter selbst ist ein Beispiel, wie Schmerz und Freude wechselt. Als Mädchen hat sie, wie sie kurz vor ihrem Tode, freilich nur mit halben Worten, andeutete,

einen Schmerz zu tragen gehabt — ich glaube, eine sehr unglückliche Liebe —“

Die Base sah Sophien mit brennenden Augen an, spitzte das Ohr, öffnete die Lippen, erröthete; aber das machte Sophien aufmerksam, die von dem Faktor die Warnung oft erhalten, der Base gar nichts zu vertrauen. Die Base rechnete Sophiens Jahre; aber Sophie verstummte, und die Base dachte: „Warum verstummt sie? Gewiß, weil sie mehr weiß, als sie sagen darf.“

„Ei! ei! mein tugendhafter Herr Herold!“ sagte sie, drohend — „zwei Kinder! wenn mich nicht alles trügt! Und Luise Bern! Aber ich will nicht richten.“ Sie dachte an ihre Jugend.

Das Herz geht seinen Weg.

Ferdinand hatte Rosalien den verhängnißvollen Ring geschenkt. Her



old war seines Ferdinands gewiß;  
und da ihm seine Schwester in dieser Sa-  
che näher trat, antwortete er: „Was  
treibst Du, Schwester? Sag, was treibst  
Du? Ist es denn nicht genug, daß Beide,  
Rosalie und Ferdinand, sich ein  
Paradies erbauen, dem keines auf Er-  
den gleich kommt? Willst Du denn zwi-  
schen den Lebensbäumen ihrer Liebe und  
ihres Glücks mit dem Notarius, dem  
Gehärter, dem Aufgebot, und Pauken  
und Trompeten, und alle dem bürgerlichen  
Lärmen hineinbrechen? Schwester, o  
Schwester, wenn ich eine so glückliche  
Tochter hätte, wie Du, wie könnt ich da  
an die Armseligkeit, an den Geldsack  
denken. Nun ja doch, Ferdinand ist  
mein Erbe, Rosalie meine Erbin. Ich  
bitte Dich, zerschneide meine Empfindun-  
gen nicht, und die zarte Stimme der Lie-  
be nicht mit dem harten Klang des Geld-  
zählens. Laß die beiden Herzen. Sie  
werden uns schon an den Notarius erin-  
nern, wenn es Zeit ist.“

Die Schwester fiel an seine Brust.

„Guter, lieber Mensch! Wie rein ist Deine Seele!“

„Nun, so laß sie!“

„Was habe ich gesagt?“ fragte die Base. „Ferdinand ist sein Erbe, also sein — Sohn, denk' ich.“

„Ich wollte, die Sache wäre zu Ende, Ferdinand sey, wer er wolle; denn dieser Ferdinand, Base, dieser Ferdinand wirft zuweilen Blicke auf Sophien. Ich weiß nicht, ich wollte, das Mädchen wäre nicht in unser Haus gekommen.“

Darüber seyn Sie ruhig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie haben nichts zu besorgen, gar nichts von dieser Sophie, eher von einer andern Seite. Doch das wird sich finden.“

Die Mutter hatte recht gesehen. Ferdinand war Rosaliens Verlobter; denn sie hatte den verhängnißvollen Ring von ihm.

So deutete es auch Rosalie; aber betrachtete sie die beiden Buchstaben in dem Ringe, und Ferdinands freunde

liche ernste Ruhe, die er gegen sie beobachtete, so wurde sie unruhig. Denn Ferdinands Worte, womit er den Ring gegeben, waren gar nicht bindend, bloß ein Andenken an seine Freundschaft. Sie betrachtete ihn oft mit nachsinnendem Blick. Ihrer Mutter Rath, den ernstest Ferdinand zur Eide zu bringen, konnte sie nicht befolgen. Sie war zu stolz dazu, viel zu schön, viel zu reizend, und viel zu jungfräulich.

Sie beschloß in einem Anfalle von Unmuth, ihn ruhig seinen Weg gehen zu lassen, und ihr Vertragen nach seinem zu modeln.

Ferdinand liebte Sophien, und seine Liebe wurde mit jedem Augenblick, da er sie sah, heißer und geheimere. Aber er war mit Rosalien verlobt; dieser Gedanke stand wie ein Cherub mit einem feurigen Schwerdte an dem Eingange seines Paradieses.

Er war gezwungen, mit ihr in Gesellschaft zu seyn; denn Herold hatte

mit einem furchtbaren Ernst befohlen, Fietchen auf keine Weise zu vernachlässigen, da er einmal zu bemerken glaubte, daß seine Schwester ihr etwas befehle, und mit einem Tone, der ein wenig kalt war.

Er sagte: „Das Mädchen, Schwester, Fietchen nämlich, ist hier Dein Gaadenbrod nicht etwa, und äße sie es, guter Gott! so wollte ich meine Stimme so sanft machen, wie die Stimme der Liebe! Aber mit nichts, sie ist hier im Hause, was Du bist. Sie ist bei mir, mit einem Worte, und sie ist so reich, wie ich, das glaube mir! Laß mich nicht einen solchen Ton gegen sie noch einmal hören, und Du Rosalie — halte sie, als wäre sie meine Tochter. Ihr wißt nicht, wie nahe sie mir ist.“

„Wie Du das gleich so hoch nimmst, Bruder, was ein Zufall ist.“

„Ach, ich kann eine Flöte recht gut von einer Trompete unterscheiden.“

Sophie war die einzige Ruhige im Hause. Sie wußte von Ferdinands



Liebe nichts, gar nichts. Sie hörte ja alle Tage, daß Rosalie mit Ferdinand verlobt war. Aber Ferdinand? Es wogte hin und her in seiner Seele, ob er mit Rosalien verlobt war. Jeden Morgen, wenn er erwachte, rief er mit einem Schwure: „Ich bin mit ihr verlobt! Ich bins!“ Aber dieser Schwur wurde unter gefährlichen Umständen gethan; denn Fielchen, die, wie er, mit der Sonne auf war, stand gegen ihm über auf dem Balkon unter den Zitronenbäumen. Ihr schönes, freundliches, ruhiges Gesicht überstrahlte den schönen Morgen. Sie glaubte ganz allein im Hause auf zu seyn. Sie wußte es gewiß nicht, daß dort aus Ferdinands verhangnem Fenster sein Auge sie beobachtete, wie hätte sie sonst so oft ihr Auge auf sein Fenster nachdenkend heften können?

Sie war in dem leichtesten, und doch so züchtigen Morgenanzuge. Sie hing ihre Nachtigall in die Blüthen der Bäume. Sie hielt freundliche Gespräche mit dem Vögelchen, die Ferdinand ganz

verstand; denn sein Fenster war hinter dem Vorhange offen. Und diese Gespräche — Himmel, wie füllten sie sein Herz mit unendlicher Liebe.

Das Thierchen konnte nicht plaudern, und so plauderte Sophie desto vertraulicher. Aber nicht ein Wort kam vor, was sie nicht in der größten Gesellschaft hätte sagen können.

Dann setzte sie sich, und schrieb etwas mit einem Bleistifte, und sang mit leiser Stimme dazu, um keinen Menschen und keinen Neid mit ihrer schönen Stimme zu erwecken.

Was schrieb sie? Er hätte sein Leben darum gegeben, zu wissen, was sie schrieb, und wozu sie diese rührenden Töne sang.

Drei Morgen kämpfte er mit sich; den vierten ging er mit Stiefel und Sporn, die Reitpeitsche in der Hand, den Hut trotzig auf den Kopf gedrückt, aber mit kürzern Athemzügen, leise über den Gang, riß die Thür des Balkons auf, und stand verstaunt vor Sophie n.

„Mein Gott, was hat Sie so zeitig

geweckt, Sophie?" Sie sah ihn erstrohend an, ihr Papier auf einem Tisch verdeckt legend.

„Der Morgen war so schön,“ stotterte sie.

„Wer daran nicht gewöhnt ist, liebe Sophie, sollte das nicht einmal thun. Der Morgen ist kalt. Mich lockte ein Geschäft. Ich muß wegreiten.“ So in dem gleichgültigsten Tone redend, nahm er wie zerstreut das Papier auf. Sophie griff darnach; aber zu spät.

Er erkaunte; es war eine höchst vollkommne Zeichnung einer glücklichen Familie, Sophiens Familie. Es waren ihre Eltern, ihr Bruder und sie noch als Kinder.

Er betrachtete mit Bewunderung im Auge sehr lange die Zeichnung, und sagte dann: „Höchst vollkommen, liebe Sophie. Sie sind eine Künstlerin. Was sind Sie nicht, möchte ich fragen?“

„Sehen Sie, Herr Dorn,“ sagte sie, ein wenig ängstlich — „so erhalte ich das Andenken an glückliche Tage, ach, die

nicht wieder kommen werden. Das sind meine Eltern, der mein Bruder, von dem ich Arme nicht einmal weiß, ob er lebt?"

„Und das?"

„Bin ich."

„Und diese Zeichnung schenken Sie wohl mir; ich wollte sie als ein Andenken an diesen Morgen bewahren, und an die Künstlerin."

„Nur mit dem Beding, daß Sie Niemandem davon sagen."

„Warum soll Niemand wissen, daß Sie —"

„Herr Dorn," sagte sie lebhaft — „Sie fragen wohl nicht wieder, wenn ich Sie recht sehr darum bitte."

Ferdinand betrachtete wieder die Zeichnung. „Ich hätte das alles errathen sollen, liebe Sophie, nach dem, was Sie mir das erste Mal auf dem Garten erzählten. O wer Sie sieht, Sophie, wer den Klang Ihrer Stimme hört, muß errathen, wer Sie sind, und ich freue mich, daß ich es im ersten Augenblicke errieth."



„Wie hätte es anders seyn können?  
Wenn Sie meine Eltern gekannt hätten.  
Ein Talent, was ich erwerben mußte.“

„O Sophie“ rief er, die brennend  
den Augen auf sie richtend — „ich werde  
oft den Kopf dieses Kindes betrachten.“

Er legte ihre Hand ehrerbietig an  
seine Lippen, und ging. Sophie sah  
ihn durch den Garten fliegen. In ihrer  
Brust war eine unruhige, aber höchst un-  
schuldige Empfindung.

Sophie an Hannchen.

\*\* n.

Ich bin noch immer hier im Hause,  
liebste Freundin; ach, und ich fühle im-  
mer mehr, daß ich hier nicht an meinem  
rechten Plage bin, und dennoch nenne ich  
mich oft undankbar; denn man behandelte  
mich, so gut sie alle können. Aber ich  
weiß doch recht wohl, daß wenn Herr  
Herold nicht wäre, so würde ich hier  
nicht einen Tag lang bleiben können. Ich

lerne hier recht die Demuth. Ich möchte es nicht gern sagen; aber doch muß ich. Ich glaube, weder die Mutter, noch die beiden Töchter, am wenigsten die Vase lieben mich. Und doch bewerbe ich mich um ihre Liebe, wie um das theuerste Geschenk des Himmels. Ich schmeichle Rosalien sogar, so schwer es mir auch wird. Julierren kann ich nicht ein gutes Wort sagen; denn das Mädchen — o sie kann mir zu verstehen geben, daß ich mich in ein reiches Haus eingedrängt habe. Es ist schwer zu tragen, recht schwer. Armuth halten sie für ein Verbrechen, wenigstens für eine Schande; und sieh nun, liebes Hannchen, ich selbst fange mich von Zeit zu Zeit an zu schämen, daß ich arm bin.

Seit dem lege ich die reichen Geschenke, die Water Herold mir gibt, auf die Seite. Er weiß es nicht; aber wie dürfte ich Geschenke gebrauchen, die man hier für Almosen hält? O mein Herz ist zuweilen sehr gepreßt.

Vor einigen Tagen brachte mir der

ehrliehe Faktor eine Summe Geld. Ich nahm sie mit einem finstern Blick, und schüttete sie zu den andern, die ich nicht angerührt hatte.

Er warf einen Blick in das Schief-  
fach, und rief: „O zum Henker, ich glaube,  
Püppchen, da liegt noch Louisd'or bei  
Louisd'or. Sie sind doch nicht geizig?  
Der Henker, das gibt Ihnen der Vater  
zum Vertheilen, weil Sie ein Herz und  
eine weiche Hand zum Vertheilen haben.“

Das ergriff mich. Ich sagte mit Thrä-  
nen, mit gewiß bitterm Thränen: „O es  
ist so besser! es ist so besser!“

Der alte Mann sah mich ernst an,  
und sagte: „Von dem Gelde weiß Nie-  
mand, als ich und der Herr, und gegen  
uns werden Sie doch keinen Verdacht ha-  
ben?“

Nach ein Paar Tagen kam die Mutter  
auf mein Zimmer mit einer unendlichen  
Freundlichkeit, da ich mich eben anzog,  
und band mir selbst eine Schnur reicher  
Perlen um, die der Vater mir gegeben  
hatte.

„Nein,“ sagte ich, ein wenig lebhaft  
— „erlauben Sie. Es ist Verhöhnung,  
wenn eine Arme Sachen tragen soll, die  
nur der Reiche haben kann.“

„Oh Kind, wie seltsam Sie wieder  
sind! fuhr sie mit einem sehr angeneh-  
men Wesen, das ihr wie Wahrheit läßt,  
fort — „Sie arm? Ein Mädchen, das  
in meinem Hause alle, alle Rechte eines  
geliebten Kindes hat, hat auch das Recht,  
reich zu seyn. Sie gehen zu einfach.  
Ich werde mich mehr um ihren Anzug be-  
kümmern müssen. Ich habe Verdruß von  
meinem Bruder darüber, und den will  
doch Tochter Sophie der Mutter ge-  
wiß ersparen.“

Ich küßte ihr die Hand und band die  
Perlen um. O, ich glaube gewiß, ich  
hatte ihr Unrecht gethan. Selbst Lu-  
kette war höflicher, aber auf eine kräf-  
tige, gezierete Weise. Nein, ich bin ge-  
wiß, ich werde in diesem Hause nicht lan-  
ge bleiben können; wenn ich nur wüßte,  
wo mein Bruder sich aufhielt. Unser  
Gärtchen in Werneberg ist ja reich



genug für das Glück, warum soll ich hier betteln um Schmuck, den ich dort von jedem Rosenbusche pflücken kann?

Wenn die Base Margret zu mir tritt mit den großen lauernden Augen, und sogleich wieder bei dem Namen Albert ist, als hätte sie in ihrer Brust ein schreckliches Geheimniß: so wird mir bang. „Vielleicht,“ dachte ich — „weiß sie doch etwas.“ Und nun wurde ich wie ein Kind neugierig. Ich sagte ihr, daß meine Mutter gewiß in ihrer Jugend eine unglückliche Liebe gehabt hätte. Es geruete mich, wie die Worte heraus waren. Die Base fragte: „Mit dem Albert?“

Ich antwortete bestimmt: „Nein!“  
Ich erfuhr nichts, gar nichts. Aber seitdem habe ich ihr schon dreißig Mal erzählen müssen, wie Herr Herold zu uns gekommen. Ich muß ihr jedes Wort wiederholen, das er gesagt, jeden Gang beschreiben, den er im Hause gemacht. Und dann stellt sie den Zeigefinger an die Stirn, sinnt nach, murmelt Zauberworte, seufzet, und geht langsam weg, sich noch

noch zehn Mal nach mir umsehend, ob ich noch etwas weiß.

Es ist ein reiches Haus, freilich das seh ich ein, daß ein Aufwand nöthig ist; aber wenn Herold hier ist, so haben wir auch Gesellschaften; aber die feinsten Menschen aus der Stadt; und ist er fort, so liegt die Freude auf jedem Gesicht. Die Bedienten laufen mit Karten, die Wagen rollen. Die Menschen haben in den Sälen nicht Raum und jeder sagt seufzend: „Das war ein schöner Abend!“ — Ach, es ist noch vielmehr, Hannchen, was mich quält, und etwas viel Wichtigeres. Aber dazu gehört ein eigener Brief. Sende Deine Briefe an den Faktor Brinke. Meine besorgt er auch. Er hat's so verlangt. Ich weiß nicht, warum.

Sophie an Hannchen.

\* \* \*

Wir haben hier — denn ich komme endlich doch dahinter — von allen Gu-



ten, Großen und Schönen das Wort, die Sache nicht. Das bloße Wort! Herr Dorn erzählte vor einigen Tagen, daß ihm früh Morgens in Paris ein schwarz bedeckter Wagen in Trott begegnet. Vorn sind mit weißem Bande auf der schwarzen, verbläuten Decke die Worte genäht: „Honneur funebre.“ Er folgt dem Wagen, der ohne Begleitung dahin rumpelt. Auf dem Begräbnißplatze zieht der Fuhrmann einen elenden Brettersarg aus dem Kasten, man wirft ihn hinab in ein Loch, wo noch fünfhundert Särge mit menschlichen Körpern stehen, stellt ihn an seinen Ort, und der Wagen tritt zurück. Honneur funebre!

Gerade so ist's hier. Den Namen: Honneur funebre, haben sie; aber die Sache — o lieber Gott!

„Mich schauerte!“ setzte er mit einem Schauer hinzu. Ja, mich schaudert auch! liebes Hannchen, mich auch!

Denn sieh, im Leben bin ich noch nie so zornig gewesen, als hier! Hier!

Herold wurde krank. Wir gaben

nichts darauf, obgleich er sehr ernst dabei war. Nun aber erklärte der Arzt mit einem Mal, man möchte den Leibarzt, einen sehr berühmten Mann, rufen lassen. Die Krankheit sey sehr bedenklich.

Mir stand der Athem in der Kehle wie eine Mauer. Meine Angst stieg auf einmal so schnell, so entsetzlich, daß ich, wohl mit einer gewaltsamen Bewegung, mir auf der Brust Luft machen mußte. Ich suchte die Thür, und konnte sie nicht finden. Ich glaube, ich habe geschrien wie ein Kind.

O freilich, ich war unvernünftig, recht sehr; denn ich drang in das Krankenzimmer, knieete an das Bett des theuren Kranken.

Der Arzt zog mich weg, und bedenkete mich, ihm meinen Schmerz zu verbergen. Er brachte mich auf mein Zimmer; der alte Mann küßte mich, und sagte leise: „So liebt jeder ihn, der nicht von ihm erbt.“

Rosalie saß in dem Zimmer und schrieb an den Leibarzt ein Billet. Sie



fragte mich durch die offene Thür, ob man wohl so sagen könnte. Sie schrieb nämlich: „On vous prie, Monsieur —“

„Oh,“ rief ich, auffahrend — „wie kannst Du dieses herzlose On gebrauchen? Wie kannst Du jetzt in einer fremden Sprache schreiben? Schreib ihm, daß tiefzerrißne Herzen voll Angst ihn anslehten — O eile! eile!“

Sie schrieb, schrieb ab, belächelte, was sie geschrieben! Ja, Hannchen, das sah ich, sie lächelte. Dann wurde der Befehl gegeben, daß der neue englische Staatswagen angespannt würde!

Großer Gott, meine Fußsohlen standen in feurigen Kohlen.

Ich lief auf den Hof, und trieb den Kutscher. Ja, ich griff mit zu. Es war, als könnte kein Mensch mehr Hand und Fuß rühren. Eine kostbare Stunde war verlaufen. Ich schlich mich wieder auf Strümpfen in's Krankenzimmer. Da stand der Leibarzt schon mit Ferdinand am Krankenbette. Ferdinand hatte ihn schon geholt.

Herold sah mich an, und fragte unruhig: „Was fehlt Fielchen, Ferdinand?“ Sie sahen mich Alle an. Zitternd, die Hände heimlich ringend, weinend, schluchzend und beides verbergend, fiel ich um des Leibarztes Hand.

„Was ist ihr denn, Ferdinand?“

„Nichts, lieber Vater, als daß Fielchen Sie liebt.“

Herold lächelte, und der Leibarzt verschrieb.

„Schnell!“ sagte er zu Ferdinand ihm das Rezept reichend.

Ferdinand flog aus dem Hause, schnell wie ein Hirsch. Der Leibarzt bestellte mir, wie die Medizin abwechselnd genommen werden sollte, die ganze Nacht durch.

Ich setzte mich sogleich an das Krankenbett, die Arznei kam. Ich gab ihm ein. Er lächelte.

Dann kam Rosalie. „Der Leibarzt muß gleich hier seyn, liebster Oheim. Ich habe ihm sogleich geschrieben.“

Ich mochte nicht darauf antworten.



Ferdinand kam. Man wollte eine Krankenwärterin senden. „Ich will Fielchen,“ sagte der Kranke — Die-  
manden anders. „Liebe soll am Kran-  
kenbette dienen, nicht ein Lohnknecht.  
Ich will Fielchen. Ein Kranker, ein  
Sterbender bedarf Liebe.“

Rosalie sah mich starr an; denn  
ihr Oheim sagte die Worte mit einer Art  
von Bedeutung.

Seine Schwester kam. Sie erzählte,  
wie die Nachricht, daß der Leibarzt ge-  
holt werden sollte, sie alle tödtlich erschreckt  
hätte.

„Es ist gut!“ sagte er — „ich bedarf  
Ruhe.“ Sie gingen, sie winkte mir.  
Draußen sagte sie mir: „Sagen Sie  
nicht, daß wir in Gesellschaft gehen.  
Sie sehen, wir können nicht anders.  
Der fatale Zwang. Wäre es nicht der  
Finanzpräsident, dem wir Egards schuldig  
sind.“

Ich verbeugte mich, und dankte Gott,  
daß sie gingen.

Mein Oheim schlummerte ein. Alle

Stunden mußte ich ihn wecken. Jedes Mal, wenn ich aufstand, hörte ich im Vorzimmer ein Geräusch. Ich sah endlich hinein, und Ferdinand saß da; er kam, und fragte leise: „Wie geht's ihm?“

„Er schlummert unruhig.“

„O Sophie, Sophie, wenn ich ihn verlore!“ Wir trennten uns wieder. Er blieb die ganze Nacht im Vorzimmer still wie ein Mäuschen.

Die Schwester, die Nichten besuchten ihn, gekleidet, als wären sie nicht im Bette gewesen. Die Heuchelei verdroß mich mehr als alles.

Drei Tage lang dauerte die nahe Todesgefahr. Drei Tage lang kam ich nicht von seinem Bette, Ferdinand nicht aus dem Vorzimmer.

Endlich erklärten die Aerzte, die Gefahr sey überwunden. Darauf rief Ferdinand: „Und nun, Oheim, befehlen Sie Fieletchen, daß sie schläft; denn seit drei Tagen hat ihr Auge gewacht.“

„Haben denn Sie geschlafen, Herr

„Dorn?“ fragte ich. „Aber aus dem Vorzimmer weiche ich nicht.“

Es war Abends. Herold reichte uns Weiden seine Hände. „Ich weiß alles, meine Kinder!“ sagte er.

„Ich nehme Ihre Stelle diese Nacht und der Bediente. So habe ich auch eine Stunde zum Schlafen.“

Ich fand im Vorzimmer kein Lager, nein, einen Sessel; aber so bequem zum Schlummer, daß ich mich sogleich hineinwarf, und eine lange Zeit zwar unruhig, aber doch schlief.

Ich erwachte, da es drei Uhr war. Ich horchte, ohne mich zu bewegen, und hörte Athemzüge in meiner Nähe. Ich öffnete ein wenig das Auge, und seitwärts stand dieser Ferdinand, sein Haupt vorsichtig über mich gebeugt, mich betrachtend, glaubt' ich zu sehen.

Ich bewegte mich nicht.

Leise sagte er: „O der Himmel schütze den süßesten Balsam des Schlafs über

Deine schöne Seele, und seine schönsten Träume!

Dann schlich er leise wieder in's Zimmer zu dem Kranken.

Jetzt war es um meinen Schlaf und um alles gethan, liebes Hännchen. Es war nicht recht von ihm; und doch war's, ich mochte es mir noch so viel absaugnen, mir angenehm.

Da der Morgen durch die Fenster drang, machte ich eine Bewegung, und er war im Zimmer.

„Der Leibarzt hat befohlen, sobald Sie erwachen, Saphle, sollten Sie diese Tropfen nehmen. Jetzt bin ich Ihr Krankenwärter.“

Er reichte mir die Tropfen. Ich schämte mich ein wenig; aber desto schneller nahm ich, um es zu endigen.

Ich schlief wieder und fester ein. Es war heller Tag, da ich erwachte, mich dehnte, laut gähnte; denn ich hatte durchaus vergessen, wo ich war, so fest hatte ich geschlafen.

Waschwasser stand vor mir, und dann brachte Ferdinand mir selbst Kaffee. — so schön habe ich ihn nie getrunken. — Er schenkte mir ein, ich ihm, er lächelnd, ich lächelnd, beide ohne Worte; denn noch schlief der Kranke — und so mußte unser Gespräch in freundlichen Blicken bestehen, und da nun — es ist eine üble Lage, sie, bes Hannchen — denn ein lächelnder Blick, der eine Minute dauert, wird langweilig, oder man erröthet dabei; man muß also, um fortzureden, andere Bewegungen zu Hülfe rufen. Er reichte mir also über den Tisch her die Hand. Ich gab ihm meine. Er drückte sie, er hielt sie, er küßte sie.

Das alles aber ohne Worte, wird angelegentlicher, bedeutender, geheimnißvoller.

Ich fühlte an der Wärme meiner Wangen, wie roth ich wurde vor Verlegenheit und dem Geheimen in diesen schönen Bewegungen.

Er ging sogleich an's Fenster, öffnete es und sah hinaus in den Garten; und da

er von Zeit zu Zeit mit einem ernstern Blick auf mich zurücksah, so dachte ich kleines närrisches Ding, er könnte auch wohl mein Erröthen übel genommen haben, und so lächelte ich wieder, und da ging die stumme, geheime Sprache wieder an.

Er führte mich an das offene Fenster, und sagte leise, mir die Sonne zeigend, die durch die Akazien ihr goldnes Gewebe zog: „Die Sonne meines Lebens ist auch wieder aufgegangen! Er hat recht ruhig, recht süß geschlafen. Sie freuen sich gewiß, wie ich!“ Mit den Worten schlug er seinen Arm um meinen Leib. Ich hatte keine Schnürbrust, kein Wieder, nichts als einen weiten Oberrock an. Der Arzt hatte mir gesagt, beim Wachen müsse man durchaus alles Einengen des Körpers vermeiden. Und nun sein Umfassen? Es war, als wäre das alles heute anders, und — ja was denn? — als sonst.

Ich richtete mich schnell auf zur Wehr gegen ihn, und wendete mich gegen sein Gesicht.

Er sah mich mit dunkeln Augen starr



an. „O Sophie,“ sagte er, und auf einmal tropften Thränen aus den dunkeln, schönen Augen — „mein und Ihr Vater war nah, fürchterlich nah am Tode. Die erste Nacht Ihres Wachens erwartete man seinen Tod! Und — o du Ketter im Himmel! — jetzt ist er gerettet, Sophie!“

In diesem Augenblicke nicht, sondern erst einen Augenblick nachher wußte ich, daß er seinen Arm auf's Neue um mich schlang, und mich an seine Brust drückte. Er wußte es auch; denn alles dauerte nur Einen Moment. Wir waren Beide hoch erdbehet.

Ich phantasirte nachher über diesen Augenblick, und lachte darüber, eins um's andere; aber erst viele Tage nachher fand ich zu meinem Schrecken, daß man nicht vorsichtig genug seyn kann. Sag, bin ich nicht ganz unschuldig dabei, liebes Hännchen? O gewiß, das bin ich. Und so lebe wohl! Lebe wohl!

Sophie an Haanehen.

\* \* n.

Ich bin ganz unschuldig; sieh, das  
wollt' ich an dem Grabe meiner Mutter  
sagen, und die Blumen auf ihrem Grabe  
würden schöner blühen; aber — aber —

Den Tag darauf gingen die Vermäh-  
lungs-Feierlichkeiten unserer Prinzessin  
hier an. Rosalie las mit lauter Stim-  
me den ganzen Konspelt der Feierlichkeiten  
von dem Hofmarschal-Ämte vor, von  
Kur, Ball, Oper, Redouten, Tagen  
vor, und mehr als zehn Mal.

Die Geheimeräthin rief mit heftigen,  
verdrüsslichen Seufzern: „O wäre mein  
Bruder nicht so ein Sonderling gewesen,  
wir könnten —“

„Was meinte sie?“ Ich fragte die  
Dase.

„Wir könnten Freiherr von, wie wir  
wollten, heißen, bei der letzten Anleihe  
wurde es dem Vetter angeboten. Er  
schlug es aus, aus Hochmuth, den seine  
Enkel häßen werden.“

Die halbe Stadt hatte mit dem Puz der Mutter, der beiden Töchter, und der reichen Liveré der Bedienten zu thun.

Herold, der wohl wußte, was man trieb, sagte: „Ich weiß, Schwester, daß Du jetzt für den kranken Bruder keine Zeit hast. Laß Du mir Fielchen. Sie ließt mir vor, ihre sanfte Stimme ist schon eine tröstende Gesellschaft.“

„Mein Bruder, ich kann alles aufopfern; aber da so etwas nicht wieder vorkommen kann, so halte ich's für gut, wenn meine Mädchen erfahren, was so etwas ist.“

„Was es ist? Was wollt's seyn? Kammerjungfer Arbeit, wobei der Hof, furier außer Arhem kommt. Gott gebe zwei Herzen dabei ein besseres Gefühl, als diesen Zeremonien Ernst! Aber fahr Du, und laß mir Fielchen nur. Du, nicht wahr, Kind, Du läßt die Ehren: Herold blasen und ausrufen, und retten, und tröstest Deinen kranken Herold hier.“

Ich blieb bei ihm. Er wohnt nach

dem Garten hinaus, wo das Kutschgerassel nicht hindert, und unser Thorweg war durch Ferdinands Sorge mit Sand und Stroh befahren.

Ich las ihm vor, dann hieß er mich inne halten, und redete mit mir über das Gelesene. Ferdinand ging ab und zu. Doch war er mehr im Vorzimmer; aber sein Daseyn störte mich. Ich konnte mit dem Vater nicht so ganz offen reden.

Der Vater hatte ein Instrument in das Vorzimmer stellen lassen. Ich oder Ferdinand mußte ihm vorspielen und vorsingen.

Ferdinand singt sehr, sehr angenehm.

Seine Nähe war mir ängstlich; denn ich mußte mit ihm essen, mit ihm frühstücken. Er hörte mich lesen. Ich mußte ihn lesen hören, ob's gleich ein Vergnügen ist, ihn zu hören. Besonders ihn reden zu hören, wenn sein Oheim ihn im Lesen unterbrach, und ihn fragte: „He! was sagst Du dazu, Ferdinand?“

Was er dann sagte, war so fein ge-

dacht, und doch so seltsam angedrückt, so satyrisch zuweilen, so scharf, und doch, wenn sein Oheim nun mit seiner weichen Menschlichkeit dem Gedanken die Krone aufsetzte, so fiel er eben so weich ein, eben so menschlich. Aber doch blieb mir seine Nähe ängstlich, obwohl er mich zu vermeiden schien.

Ich sagte einmal dem Vater in seiner Abwesenheit: „Wäre es nicht gut, wenn Ferdinand Rosalien begleitete?“

Der Vater trommelte auf dem Tische mit den Fingern statt zu antworten. „Freilich!“ sagte er finster. „Aber wäre es nicht noch besser, wenn Rosalie bei ihm bliebe?“

Das alles war schon schlimm; aber noch schlimmer war's, wenn der Vater schlummerte; dann saßen ich und Er stumm gegen einander über.

Zwar hatte ich meine Augen auf meine Arbeit gerichtet. Dann aber wußte ich, er betrachtete mich, und ich mußte zerschanden.

Darüber bin ich ja nicht Herr.

Ich

Ich fragte ihn — denn Schweigen und Denken macht alles ärger — dann nach seinen Reisen, und stückte fleißig fort. Er erzählte mir hier ein Stückchen von seinen Reisen, wieder ein Stückchen aus dem Jahre, anfangs, wie ich meine Fäden durchzog, ruhig und kalt.

Dann traf er auf eine Begebenheit, die mich ein Wenig bewegte. Dann versah ich's allemal. Ich sah auf, ihn an, und meine Nadel ruhte. Nun wurde sein Auge glänzend. Mit leiser Stimme, die aber immer bewegter wurde, redete er fort. Dann hatte ich alles, alles vergessen, was ich thun mußte. Ich sah ihn bewegt an, und die kleine Begebenheit endete so rührend. Es war, als hörte ich meinen Vater von seinen Reisen erzählen.

Das steckt nun an, Hannchen; dann sing ich auch an, zu erzählen. Du weißt ja, wie schön, wie rührend jede kleine Begebenheit in unserm Hause endigte. Ich erzählte nun hastig mit einer heftigen Liebe, mit der lebendigen Sehnsucht

II. Bändch.

nach Werneberg, und er nahm, welsch einen freundlichen, innigen Theil an dem unbesonnenen Geplauder.

Auf einmal stand er dann rasch auf, ging hinaus, und dann war ich gewiß, er ließ sich nicht eher wiedersehen, als bis der Oheim ihn durch mich — mich — rufen ließ.

Ich schellte; aber es war, als wäre das Haus verödet. Ich mußte oft selbst ihn holen.

„Der Vater verlangt nach Ihnen,“ sagte ich herzlich. Er fuhr auf mich zu, ungesüß, faßte meine Hand, und fragte, fast bitter: „Soll ich kommen? Muß ich?“ Er sah mich überzweg an, und sagte dann leise. o wie leise, und wie bewegt — „ja, ich muß!“

Glaube Du mir, Hannchen, es kostete mir eine übermenschliche Gewalt, mit einer Art von guter Laune ihm zu sagen: „Ei freilich, Sie müssen, Herr Dorn!“

Den kurzen Gang von ihm zum Ba-

ter ging ich oft mit gefalteten Händen und heißen Thränen.

Das hatte nun vierzehn Tage gedauert, und konnte noch gute vier Wochen dauern. Denn man erwartet den Besuch zweier benachbarter Höfe. Ach, was gäbe ich darum, könnte ich die Base Margret bereden, herüber zu kommen. Aber die hat jetzt den ganzen Tag Besuch, oder gibt Besuche, so heimlich, oft sogar bei verschlossenen Thüren.

„So, liebes Kind,“ sagte sie, den Kopf hin und her wiegend — „ich passe für den Better nicht.“ Und dann fängt sie an zu fragen, hebt den Zeigefinger drohend und prophetisch auf, daß ich manchmal glaube, sie weiß alles, alles.

Gestern nahm — ich mußte lachen und weinen zu gleicher Zeit — nahm ich meine Jungfer, trotz ihres Bittens, ich sollte ihr nur diesmal noch erlauben, ich weiß nicht, Welch einen Zug zu sehen, mit in das Wohnzimmer, mir an meinem Kleide zu helfen.



„Wer ist da?“ rief der Vater aus dem Bette.

„Ich, Väterchen!“

„Wer noch? Ich höre da eine fremde Stimme.“

„Lieschen, sie soll an meinem Kleide helfen.“

Der Vater brummte, und Lieschen mußte fort.

Ach, liebes H a n n e n! liebes H a n n e n! es geht mir recht übel. Ich schlafe in einem kleinen Kabinette, neben des Vaters Stube. Bis Mitternacht schreib ich an Dich, und auch diese Minuten, wo ich mit Dir und meinem unschuldigen Herzen allein seyn könnte, bin ich's nicht. Denn gegen meinem Fenster über sehe ich Ferdinands Fenster, und höre die klagende Stimme seines Instruments, und sein Schatten schwebt an dem Vorhange vorüber, langsam, die Arme über die Brust gekreuzt; oder er steht gar fest da, als könnte sein Auge den Vorhang durchdringen. Ich bin ein recht armes, armes Kind.

Dann trotz meines Vorsatzes fortzuschreiben, und recht lustige Dinge zu schreiben, lege ich doch die Feder nieder, und warte eifrig auf seinen Schatten, oder auf seine Adagios, und denke mit einem großen, aber kindischen Vergnügen an den ersten Tag, da ich ihn auf dem Garten sah; an jedes Wort, das er sagte; an den Morgen, da er mich auf dem Balkon überraschte beim Zeichnen, an den Tag, da man mich ertappte, daß ich italienisch redete; an den Augenblick, wo der arme italienische Knabe vor ihm auf den Knien lag, und in Ferdinands Augen Thränen standen; und so sperre ich mich muthwillig immer enger in das Labyrinth ein, schmiecke es — nicht mit Hoffnungen — o nein! nein! denn er ist ja mit Rosalien verlobt — aber doch mit seltsam rührenden Gedanken, mit Träumen aus, die süßer sind, als das Leben selbst.

Schon zehn Mal habe ich die Kreide ergriffen, um ihn abzuzeichnen, es hat



mir Nähe gekostet, sie wieder wegzutragen.

Ich liebe ihn; o wer sollte ihn denn nicht lieben? Liebt ihn doch Jeder, Jeder im Hause, jedes Wesen, was sich ihm nähert.

Aber, ach! ich fürchte, er liebt mich anders. Wie soll ich's nennen? Er liebt mich, wie er Rosalien lieben sollte.

Daran hätte ich nicht gedacht, und es wäre überhaupt besser, ich wüßte es nicht. Auch hat es mir rechten Kamys gekostet, es Dir zu sagen, Hannchen.

Aber, sieh, der alte Faktor besucht seinen kranken Herrn den Tag über drei bis vier Mal.

Er machte jedes Mal, wenn er Ferdinand bei mir im Vorzimmer traf, bedenkliche Gesichter.

Dun kam er einmal, als hätte er den Augenblick dazu abgepaßt, da der Vater schlief, und Ferdinand ausgeritten war.

„Kramfell Siebchen,“ hob er leise

an — „Sie wissen doch, daß Ferdin  
and mit Rosalien verlobt ist.“

„Wie man sagt.“

„Nicht wie man sagt, wie es ist.“

„Gut denn; wie es ist also?“

Er bückte sich, und sah mich verlegen  
und lächelnd an. Er pugte seine Knöpfe  
am Röcke, zog seinen Sabot hervor,  
steckte ihn unter, betrachtete die Decke,  
mich, den Fußboden. „Ich wollte, liebes,  
unschuldiges Kind, Sie gäben mir den  
Anfang von dem, was ich Ihnen sagen  
wollte.“

„Recht gern, so bald Sie mir das Ende  
sagen.“

„Das Ende ist ein Unglück, und  
Seufzer.“

„So taugt der Anfang nicht.“

„Recht! Und der Anfang war, daß  
Ferdinand bei seiner Ankunft hier Sie  
auf den Garten sah.“

Ich stutzte und horchte.

„Denn Sie, Sie, liebes, o mehr  
liebes Kind, hatten einen tiefen Eindruck  
auf sein Herz gemacht.“



Da stand ich wie schuldig vor ihm, meine Thränen flossen, mein Herz pochte vor dem Grade der Schuld, die ich dabei haben könnte; obwohl ich bis auf diesen Moment völlig unschuldig war, und doch breitete sich in meiner Seele in eben diesem Augenblicke der Unruhe eine neue schöne Welt aus, in deren Zauberland mein Blick erwartend drang, deren Blumenathem meine Seele lockte.

Ich dachte mehr an Ferdinand, als an Rosalien; mehr an den Augenblick, da ich ihn sehen würde, als an den redlichen Trinke, und seine Warnungen. Ich war wie bezaubert. Gewiß, so war mir.

Ich setzte mich, da Trinke fort war, und dachte an ihn. Ich sah alles hell vor mir, seine Liebe, und in dem Augenblicke fühlte ich auf dem Grunde meiner Seele eine Empfindung, vor der ich bestürzt aufstog, eine Unruhe, eine Sehnsucht, einen geheimen Zug, eine Hoffnung, einen Wunsch.

O mir, mir mußte der alte Mann es nicht sagen. Mir nicht!

Ich dachte sogleich mit der ganzen Kraft meiner Seele, wie ich immer dann thue, an meinen Vater, an meine Mutter, an ihre heiligen Gräber, an meinen Bruder.

Ich stand auf, um an das Bett meines Vaters zu fliegen, ihm alles zu sagen. Das aber hatte mir der Faktor verboten. „Die Nachricht kann ihn tödten!“ sagte er.

„Rosalie ist seine Braut!“ rief ich, rief ich hundert Mal, und dieser Gedanke gab mir Muth.

Aber, ach! ich Arme!

Alles war nun anders! Alles hatte Bedeutung! Jeder seiner Blicke verwirrte mich von jetzt an; jedes Wort drang wie die Frühlingsluft warm in meine Seele. Sein Kommen, sein Gehen, der rasche Wechsel von der weichsten Nührung bis zur brennenden Bitterkeit erfüllte mich mit einer bangen Unruhe. Jeder Gang, den er auf dem Instrumente machte, erhielt eine Sprache. Vergangenheit und

Zukunft flossen in seinem Bilde zusammen. Und dennoch hielt eine drohende Gestalt ein flammendes Schwert zwischen mir und ihm. Rosalie ist seine Braut. Ich wendete mich voll Abscheu von ihm.

Ach, was mein Vater so oft sagte, obgleich meine Mutter immer dagegen einwendete: „Wie ist das möglich? — der Verstand ist der feile Hölbling der Leidenschaft, der anfangs Mein sagt, und dann ihr Kuppler wird!“ traf auch bei mir zu.

„Aber Rosalie liebt ihn nicht!“ flüsterre er mir zu. „Denn wie könnte sie sonst nur eine Minute von ihm entfernt leben?“

Das hatte ich gedacht, und ich trat einen Schritt vorwärts auf dem Zauberboden der Leidenschaft. Ich suchte nach einem Menschen, der mir Hoffnung gäbe, geben sollte.

Ich ging einen Morgen zu Brinke; o liebes Hännchen, falsch, heuchlerisch ging ich zu ihm, wie die Sünde. Ich wollte ihm Hoffnung ablocken, ablügen. O war es möglich!

„Ach, mein väterlicher Freund,“ hob ich an — „ich fürchte, Sie haben Recht gehabt.“

„Seht, o seht,“ rief er zornig — „den Wortbrüchigen!“

„Ja; aber ist nicht Rosalie eben so schuldig? oder noch schuldiger, als ihr Verlobter? Muß er nicht sehen, daß er nicht geliebt ist?“

„Wer sagt das? Sie oder Er, Fiekenchen? Ich hoffe nicht Er. Ich hoffe nur Sie, um ihn zu entschuldigen. Er soll sich nicht so entschuldigen; oder er ist ein Glender. Er gab Rosalie sein Wort, ehe er wußte, ob er so geliebt war, wie er wünschen konnte; gab es, um seines Oheims unähnbare Wohlthaten zu vergelten, um den Wunsch, den einzigen vielleicht des edlen Mannes zu erfüllen, dessen Hoffnungen des Lebens alle zerstört sind. Wer die Leidenschaft zum Advokaten seines Gewissens macht, ist auf dem geraden Wege, ein Bösewicht zu werden. Er ist Rosalie's Verlobter; davon kann er keinen Buchstaben abdingen, und



wird's auch nicht, liebes Kind. Ich kenne ihn. Ich wollte nur Ihre unerfahrene Jugend warnen."

Ich ging beschämt, fast zerschmettert von ihm. Ich hatte den festen, unerschütterlichen Entschluß, ruhig zu bleiben, alles, alles zu thun, nur das Einzige nicht, Rosalien Unrecht zu thun.

O Hännchen, zuweilen hebe ich stolz mein Haupt und meine Seele empor, und besonders wenn die Mutter, oder auch Rosalie selbst, mit einer Anspielung, mit einem Worte, mit einer aufgeworfenen Lippe, mit einem Lächeln, was sie einander zuwerfen, mir meine Niedrigkeit, meine Armuth, oder die Güte ihres Oheims, die sie gar zu gern ein Allmosen nennen — die Base Margret thut es — vorwerfen. Ich drücke oft Rosalien, wenn sie so stolz vor mir steht, von der glänzenden Zukunft reder, an meine Brust, und dann fühle ich, daß meine Liebe gegen sie sich verdoppelt; aber, ich setze dennoch hinzu: auf diesem Haupte,

das ich stolz empor richte, ruht eine schwere  
Dornenkrone.

Nur das fühle ich mit Gewißheit, ich  
muß das Haus verlassen, spät oder früh.  
Denn von der letzten Unterredung mit  
Drinken an fühle ich, ich bin ein Frem-  
der hier im Hause.

Auch zittere ich vor dieser Base Mar-  
gret, die schlechterdings wollte, ich sollte  
ein Geheimniß haben. Nun habe ich  
Eins; aber sie geht auch schon so nahe  
am Rande dieses gefährlichen Geheimniß-  
ses umher, schaut mich an, hebt den Zei-  
gefingern, wirft einzelne Worte hin über  
das Krankenbett des Veters, und seine  
Wärter, als säße sie immer neben uns  
und hätte jeden Blick, jeden Seufzer zu  
Iuch getragen. Ich muß fort. Noch  
aus tausend andern Gründen.

Auch habe ich mir schon eine Freistätte  
ausgemacht.

Es kam eine junge Frau hierher, eine  
Frau Stolz. Ich empfing sie, da sie  
sich melden ließ. Ich sagte ihr, Herr

Herold wäre sehr schwach. — Sie erblaßte. —

Sie fragte verlegen, ob ich Mamsel Salm wäre.

Ich nannte mich, und sagte, wie ich in's Haus gekommen.

Sie sah mich lieblich verwirrt an. Sie legte ihr Haupt an meine Brust, und sagte leise: „So bin ich auch zu ihm gekommen. Aber das dürfen sie hier im Hause nicht wissen. Sie haben mich hier verfolgt, eine Base Margret. O Gott! Gott! Da nahm er, er, dieser Engel, mein armes, gebrochenes, verspottetes, ausgemartertes Herz an seine warme Brust, und ich war geheilt. O sagen Sie ihm, Jettchen wäre hier.“

Ich umfaßte sie herzlich. Dann sagte ich ihm das.

Er richtete sich auf. „Gott vergebe der Base!“ rief er — „ich kann es fast nicht. Hole sie, Fielchen.“

Ich brachte die junge Frau in das Zimmer. Ach, Hannchen, da sie nun an sein Bett knieste, und der verstummte

Mund kein Wort, die verstummte Liebe, kein Zeichen hatte, als Thränen, und er mich mit einem leichten Kopfschütteln ansah, als sollte ich ihn befreien, bis seine Thränen auch aus seinen Augen brachen, und er leise fragte: „Bist Du denn nun glücklich, Zettchen?“

„Das sollt's ja nur seyn,“ rief die Frau — „was ich Ihnen sagen wollte.“

„Sieh, Fietchen,“ sagte er, um abzubrechen, was ihn sichtlich angriff — „das ist Zettchen. Anfangs wollte ich Dich zu ihr bringen, und suchst Du einmal ein Haus voll Liebe, Fietchen, wenn ich nicht hier bin, so geh zu Zettchen. Da findest Du ein treues Herz.“

Die Frau sprang auf, sah mich an, legte den runden, lieblichen Mund auf meinen, und drückte mich innig fest, fest an sich.

„Geht ein wenig in den Garten, besorge ein Frühstück für Zettchen, und rufe mir den Faktor.“

Ich ging mit ihr in den Garten. „Darf ich wissen?“ fragte ich höchst neu-

gierig. „Still! o still!“ sagte sie —  
„wenn Du bei mir bist! Wenn Du, wie  
er sagte, ein Haus voll Liebe suchst; denn  
dieses Haus ist ein Haus voll Haß.  
Komm! Du sollst Liebe finden.“

„Auch Stillschweigen?“ fragte ich;  
denn eben erst war mir der Gedanke sehr  
lebendig gewesen, ich müßte dieses Haus  
verlassen.

„Ich schweige wie das Grab. Nie-  
mand soll wissen, wo Du bist.“

„Niemand? gewiß Niemand?“

Ich schrieb mir ihren Wohnort, ihren  
Namen auf, und war — ich weiß nicht,  
warum — sehr glücklich. Die Frau hat-  
te die Art, das ganze Herz einzunehmen.

Herold ließ sie rufen. Ich war im  
Vorzimmer. Sie kam mit nassen Augen  
aus seinem Zimmer. *Drinke* auch.  
Sie umarmte mich, sagte leise: „O welch  
ein Mensch! Komm bald — denn dieses  
Haus!“ Und sie ging.

Fünf Minuten darauf hörte ich *Margret's*  
Pantoffeln.

„Margret, Vater!“

„Konnt’

„Konnt' ich's denken. Du weißt von gar nichts, Fietchen!“

Sie bat mich, eine Rechnung bei ihr nachzusehen.

Kaum war sie mit mir allein, so hob sie an: „Sie haben ihren Tag mit einer wohlthätigen Handlung angefangen, Fietchen, das ist recht. So etwas erfrischt das Blut. Und Sie wissen, wie einem Armen zu Muth ist. Daran liegt viel, und bei dem Bettler kann man sich nicht sicherer insinuiren, als wenn man ihm Bettler zuweist. Die junge Frau an diesem Morgen —“

Sie beschrieb mir Kleidung, Haar, Gestalt auf's Genaueste, und sie hatte noch geschlafen, da Fietchen kam.

„Sie wollte Herrn Herold sprechen.“

„Eine genaue Bekannte von Ihnen, Fietchen?“

„Ich kenne sie gar nicht.“

„So, und nannten sie beim Abschiede Du, und Fietchen?“

Sie wußte alles.



„Und der Faktor wurde gerufen; also eine Geldsache? Eine Sache der christlichen Liebe? Vielleicht dieses Mal etwas mehr.“

Aber ich schwieg wie eine Mauer.

„Ein Mensch, Fietchen — merken Sie das — der Menschen gebraucht, muß nicht störrisch seyn, nicht eigensinnig. Wenn nun der Wetter gestorben wäre? Was meinen Sie?“

„Ich wollte hier lieber als Jungfer mein Brodt verdienen, als das Gnadenbrodt essen; das lehren sie mich täglich.“

„Ach, für eine Jungfer denkt dieses Köpfschen auf diesen Schultern doch zu hoch hinaus. Der liebe Gott ist der Waisen Beschützer, wenn die Bündel hübsch demüthig sind.“

„Glauben Sie mir, hier im Hause könnte man jede Tugend vergessen; allein die der Demuth nicht.“

Nun, nun, vergessen Sie nur das Vertrauen nicht, das Rosalie Ihnen geschenkt hat.“

„Damit ich die Achtung nicht vergesse,

die ich Ihnen schuldig bin, will ich gehen.“

O, Hannchen, mein Herz brannte in der Brust. Nein, das Haus muß ich verlassen. Wenn? sobald Herold geht. Leb wohl!

Sophie an Hannchen.

\*\*n.

Was ist das? O, was ist das? O höre!

Gestern mußte ich mit der Vase durchaus Kaffee trinken. Sie fühlte, sie hatte noch etwas bei mir gut zu machen; auch war sie so unbeschreiblich freundlich — das kann sie, wenn sie will. Sie erzählte mir die Begebenheiten des Herold von dem Aeltervater an bis auf den heutigen Tag, und wurde, da sie auf Herolds Jugend kam, immer ernster, immer feierlicher, immer prophetischer, eine wahre Sybille. Die schwarze, weite Kleidung mit weißen, breiten Spitzen besetzt,



ein schwarzer Schleier, den sie im Eifer der Erzählung mehr zurückschlug, so daß ihr weißes Haar zum Vorschein kam, vollendeten die Gestalt der Prophetin. Sie stand auf. Sie hob an: „Der Jüngling möchte gern aus übermüthigem Gefühl der Kraft die Gränze überschreiten, welche die Sittte dem Menschen gezeichnet hat, und dieser Herold gar, dem die Gewohnheit gemein schien, weil er sie mit Vielen theilen mußte, dem der Muth nicht müthig genug war, der jede Gefahr suchte, weil sie doch etwas war: denken Sie, was der aus dem Leben, und aus den Leidenschaften der Jugend machte.“

„Ich denke, die edelsten Tugenden, Vase!“

„Wohl; aber die so nahe an dem Verbrechen wegstießen, daß Engel dazu gehörten, zu wissen, auf welcher Bahn er ging. Er blieb darüber unversehrter, er, der den Brautkranz so hoch hielt, wie den Kranz des Ruhms. Sie können leicht denken, Sie sehen, welche Wunden er davon getragen hatte, daß er diesen Ent-

schluß fassen mußte. Er sagte ihn indeß wie ein Mann, aber die Saat, aus welcher dieser Entschluß hervorgesproßt war, trug noch allerlei Früchte, Sodomsapfel, von außen schön, inwendig voll Verwesung. Der Mensch denkt mit Neue, sogar Verbrechen abzumachen, und er weiß nicht einmal, daß Thorheiten Folgen haben, als wären sie Verbrechen gewesen; der Mann, der den Muth hatte, mit fremdem Schicksal zu kämpfen, zittert nun vor dem eigenen, was wie Fluthen von allen Seiten heranrauscht. Geheimnisse, deren er sich sonst erfreuete, zehren nun an den Quellen seines Lebens. Er hat alle Verhältnisse verwirrt, überall steht er nun schamroth, weil er von seinen theuersten Wünschen, nicht ohne zu erbitten, Rechenschaft ablegen kann, und er vererbt die Schamröthe auf Kinder und Enkel fort, die üppige Erndte einer noch üppigern Jugend. Ferdinand. —

Ich erschrak; denn sie sah selbst aus wie die Parze, die eben den Fluch über eines Menschen Leben hinschlendern will.

Sie sah mich nicht an, sie sah vor sich hin in die Ferne.“ „Ferdinand!“ sagte sie noch einmal mit dumpfem Akzent. Dann warf sie das durchbohrende Auge auch auf mich. „Er gab einen Ring Rosalien,“ fuhr sie fort — „einen Ring, der schon oft verschenkt war, und nichts als Unheil gebracht hatte. Einer fiel blutig bei Münden. Einer verschwand. Warum? weil — der Jüngling — weil Herold eine Leidenschaft für eine Luise hatte, die er nicht haben sollte. Merken Sie die Namen: Bern, Dronten, Luise, Adelheid. Wenn ich längst todt bin, werden diese Namen, die längst das Grab saßt, noch verderblich erklingen.“

Hannchen, ich mußte erblassen, denn der Name: Dronten, verwickelt auch meinen Namen in diese Prophezeihung.

Ich rief ätztelnd: „Den Namen: Dronten, kenne ich auch.“

„Ja! ja! ja!“ rief sie drei Mal heftig, mit dem Kopfe nickend — „auch Sie, Fiedchen. Meinen Sie, es war ein

Zufall, der den Wetter — wie hieß ihr Ort? — nach Werneberg brachte? Ich weiß den Tag noch, da hier ein Brief ankam, Herold erblaßte, nach Pferden rief, nach Kassel flog — Kennen Sie Kassel, Fielchen?“ — Ich schwieg, es ist der Geburtsort meiner Mutter.

„Sein Friedrich kam zurück. Brinke und Er suchten nach Briefen, die Licht geben sollten über einen Namen — Waldur.“

Sie nannte meiner Mutter Namen. Ich erblaßte immer mehr.

„Er bringt Fielchen hierher, und schweigt. Und Fielchen schweigt. Sie thäte wohl, wenn sie redete. Es ist gut, wenn man sich kennt, um sich nicht zu vergreifen.“ Sie sah mich starr an, und hob warnend den Finger.

Da sah ich, daß die alte Sybille allerlei erhört hatte, und von mir wissen wollte, was ich wußte.

Ich lachte, sagte mit einer Verbeugung: „Liebe Base, ich weiß wahrhaftig



nichts," und ging; aber doch hat mich's  
beunruhigt. Sie ist eine Virtuosa im  
Klatschen, Horchen, Errathen und im  
Verdrehen.

Aber der Anfang meines Briefes geht  
die Sybille nicht an, sondern eine schönere,  
jugendhaftere Nahrung.

Ich traf Herolden und Ferdinand  
im vollen Gespräch, da ich in's  
Zimmer trat.

„Nein! nein, Ferdinand! Das ist  
so recht! Liebe und Freundschaft müssen  
treffen, wie der Blitz, in Einem Momente.  
Ich bin hier eben mit Ferdinand  
bei einem Stückchen seiner Jugend, Sie  
sehen, und ich merke, Du bist eben so  
neugierig darauf, wie die Base, wenn er  
anders die Wahrheit sagen will. Nein,  
Ferdinand, nein, Karl machte mich  
so neugierig auf den Menschen, wie er  
selbst war. Er suchte nach Deinem Briefe  
über ihn, und konnte ihn nicht finden.  
„Ferdinand," sagte er — „hat Abschriften  
von allen seinen Briefen," und  
so verwies er mich an Dich."

„Sehen Sie, lieber Oheim. Ich kam —“

„Du hast den Brief, Ferdinand; wenn nicht etwa allerlei darin steht, was das Ohr Deines Oheims oder eines jungen Mädchens, wie Fielchen, nicht hören darf, so gib uns den Brief.“

Ferdinand, nach einigem Besinnen, holte den Brief. Er blieb lange aus. „Ich will wetten, Du hast wie ein Censor einige Stellen streichen müssen.“

„Ja, die der Freund wohl verzeiht; aber —“

„Der Oheim oder Fielchen nicht?“

In dem Augenblick wurde Ferdinand abgerufen. „Seh immer, wenn Fielchen anders vorlesen darf.“

Ferdinand sah mich komisch an.

„Wir schweigen, Ferdinand. Margret soll nichts erfahren; und daß Du ein junger Mensch bist, weiß ich und Fielchen noch weit mehr. Wir werden verzeihen, wo es etwa hapert.“

Er übergab mir die Papiere, sah mich

seltsam an, drückte seinem Oheim die Hand und ging.

Ich nahm die Papiere in die Hand.

„Solche Briefe an den Busenfreund, Fietchen, sind eine Vogel-Prospektive in des Schreibers Seele, und in Ferdinands Seele hätte ich längst gern einen Blick gethan. Wir wollen einmal sehen, wer heute ein besseres Schauspiel hat, meine Schwester und Rosalie oder ich und Du!“

„Lieber Karl —“

„Dieser Karl, sagte Herold, ist Ferdinands Busenfreund, und der Sohn meines Freundes. Wir Alten haben keinen Busen mehr, oder kein Geheimniß mehr darin.“

„Väterchen, die Base sagt anders.“

„Was sagt die nicht? Lies!“

„Lieber Karl! Ich kam mit meinem Führer, der mich sogleich wieder erkannte, und Dich grüßen läßt, von der Kluse. Ich wollte nach der alten Riburg. Er schlug mir vor, mitten durch's Land zu gehen. An Stille sey eine Fährre über

die Kar. Wir sparten gute vier Meilen; der Weg sey ein wenig mühsam. Darnach fragte ich nicht; denn ich merkte, er wollte gern dahin. Der Sohn des Fährmanns war sein Freund. Sie hatten bei einer Kompagnie gestanden. Das ehre ich. Ich ging und wäre es um gewesen. Der Weg war mühsam. Wir kamen an der Föhre an. Mein Führer pfiff, rief: „Aesch!“ Die Freude brannte ihn aus den Augen.

„Ein junger Mann kam aus dem Fährhause. „Das ist Aesch nicht.“ Die Föhre stieß ab. Der Fährmann hatte kein Geschick, das sah man.

„„Ist der alte Aesch tot? Habt Ihr die Föhre? Wo ist Rudeli geblieben? Lebt die Mutter?“

„„Der alte Aesch liegt auf dem Siechbette. Die Mutter lebt, den Sohn haben die gestrengen Herren von Bern unter die französischen Truppen ausgehoben. Ich fahre die Föhre indeß, bis der Alte gesund ist.“

„„Hol der Teufel die gestrengen Her-

ren. Er hat seine Jahre gebient, und mit Ehre. Das ist Gewalt.“

„„Nun ja, die sollt's auch seyn. Der Mensch dämmt Flüsse durch Brücke oder Fähr, dabei lernt er, daß er Gewalt hat, und sollte den Menschen nicht dämmen?“

„„Ein Schweizer bist Du nicht, höre ich.“

„„Ein Mensch doch.“

„„Wo ist Rudeli's Schwester?“

„„Im Hause, und leider noch immer hübsch, das weiß des gnädigen Herrn Landvogts Amtmann, der Bruder in der Fessel des Dienstes, der Vater an den Ketten des Krankenbettes, die Mutter in ihrer Armuth.“

„„Ich sah den Fährmann an. Es war ein edles Gesicht, als gehörte er über den Alpen zu Hause. Das Auge blitzte unter der edlen Stirn so ernst, so feurig, der Ton der Stimme war so gebildet, und Gedank und Wort so viel sagend, so richtig, selbst die Kleidung seiner als sonst in diesem Stande.“

„Ich warf einen Blick auf seine Hände, sie waren weiß und zart; obwohl er der Arbeit gewohnt schien. Wir stiegen aus. Ich redete ihn höflich an. Er zeigte über die Aar, wo einige Wagen eben am Ufer still hielten, und sagte kalt: „Zahlt, Herr, ich habe zu fahren, nicht zu reden.“

„Ich zahlte reichlich einen großen Thaler. Er sah ihn an, steckte ihn ein, dankte nicht, und stieß ab.

„Der Kerl ist selbst ein gestrenger Herr, hört man gleich. Aber ich will nach Kudeti fragen. Sie können der Zeit ruhen.

„Ich hatte auch etwas zu fragen. Wir gingen in's Haus, in's Zimmer. Der Alte lag bleich da, die Mutter spann, die Tochter haspelte Seide. Es war eine sehr hübsche, rochwangige Schweizerin, von schönem, blauen Aug' und einer süßen Unschuld.

„„Seyd Ihr's doch, Thoms, guter Thoms!“ rief uns die Mutter entgegen. „Du kommst in ein Trauerhaus.“



„Mein Führer biß die Lippen zusammen, reichte der Mutter, dem Kranken, dann dem Mädchen, das sich die Augen trocknerte, die Hand, und stampfte auf den Boden.

„„Was ist das mit des Landvogts Amtmann?“ rief er wild. Das Mädchen schluchzte.

„„Was ist's? Ich lege ihn todt auf den Boden, wie einen Wolf. Was ist's?“

„„Sieh, Thoms, wenn der Amtmann über die Fährte ging, was oft war, weist Du, da gab er, wenn die Dirn ihn holte, ihr immer mehr. Dann sprach er, hier vor, und gab dem Vater da hinten das Stück Weide auf dem Hübel und für zwei Kühe die freie Alpfahrt. Da fand sich's denn, es war im Unehren. Er wollt' an die Dirn bis erst der Vater da sanft, und mein Kudeli hart mit ihm redete, und ihm drohete, er wollt' ihn in die Aar werfen, wenn er wieder durchkäme. Da zogen die Burjche das Loos. Nu

deli hatte abgedient. Aber es hieß, das wäre freiwillig gewesen. Er mußte fort. Die Föhre stand. Der Alte arbeitete über Nacht. Die Dirn half, ich half; aber wir konnten's kaum schaffen; denn Gott hilft armen Leuten nicht mehr. Wir wollten einen Föhre knecht nehmen; aber Niemand getraute sich's vor dem Horn des Landvogts und des Amtmanns, bis Gott da den Alten auf's Siechbette warf. Da kam die Kommission, und schrieb: „Da die Föhre nicht feiern könnte, so wäre uns drei Tage Frist gegeben, einen Föhre knecht zu schaffen. Nach drei Tagen wäre die Föhre verfallen.“ Eben den Morgen hatte Gott da —“ sie zeigte durch's Fenster nach der Föhre, die wieder hinüber ging; der Alte faltete die Hände auf der Decke — „hatte Gott da den Mann zu uns geführt. Er saß hier und horchte, was die Kommission schrieb und befaht.“

„Er sagte nichts, und hörte aufmerksam zu. Da die Kommission fort war, fragte er. Ich erzählte unser Unglück,

des Amtmanns sündliche Lust, und wie er uns Alle in's Verderben bringe. Du warst fort, Niemand wußte, wohin, Thoms."

„Ich war mit einem Herrn über den Alpen. Nun bin ich da. Dirn, Mutter, Vater, nun bin ich da!“

„Was that der Fremde?“ fragte ich weiter.

„Gott gebe ihm reichen Segen. Er that hundert Vorschläge; und da er sah, daß keiner ging, so rief er fröhlich, als wäre unsre Arbeit seine Lust oder seine Wahlerlei: „So gehet einer! Ich bleibe hier und bin Euer Fährknecht, bis Thoms kommt.““

„Hier bin ich,“ rief Thoms. „Marili, Vater, Mutter, hier bin ich!“

„Und seit dem,“ fährt die Mutter fort und sah weinend durch das Fenster — „fährt er und läßt nicht Marili, nicht mich angreifen, und ist lustig und fröhlich, und er erheitert des Vaters Siechlager mit Erzählung und Gesang.“

„Hat's auf Marili abgesehen, wie

wie der Amtmann!" rief *Thomas* ädrenig.

„„Wie Du reden kannst!" rief *Maria* riki. „Er ist ein Heiliger.“

„In dem Augenblick trat der Fremde in's Zimmerchen, gab der Mutter das Geld und sah mich von oben bis unten an.

„„Was verspricht Ihr, Mutter?" sagte er.

„Ich mußte reden; denn das ist *Thomas*.

„„*Thomas*?" rief er — „so bin ich erlöst! He! *Thomas*! erlöst? So trete ich Dir meine Charoc-Fähre ab, und lasse mich selbst wieder überlesen; denn das Leben ist nichts anders, als die Fähre aus der Wiege in den Sarg, die alte Zeit der Fährmann und wir Schatten. Bleibst Du gleich hier, *Thomas*?"

„„Gleich, lieber Herr! Gleich!"

„„So gebt mir mein Felleisen, Mutter. Denn ich will fort! Gleich, diese Minute!"

„„Wohin gehen Sie?" fragte ich.

„Hinauf! in die Hh! wie alle Menschen. Die Rüh hinauf, nach Schwiz, Uri, über den Gotthard, und wieder hinab, wie das Leben geht.“

„Und wenn Ihnen ein Reisegefährte lieb ist? —“

„Ich würde ihn suchen, Herr!“

„Sie sind ein Deutscher, mein Herr?“

„Um ja! und heiße Lerche, weil ich wie dieser Vogel früh auf bin am Morgen, im Frühjahr, hoch auf in den Lüften mit dem Tirell!“

„Sannchen, hier stuzte ich, mein Herz schlug. Ich mußte im Lesen eine Pause machen. Denn sieh, ich, ich liebte vor allen Thieren die Nachtigall, wie meine Mutter.“

„Und ich bin,“ sagte dann mein Bruder — „eine Lerche, früh auf mit dem Morgen und dem Frühjahr, hoch auf in den Lüften mit dem Tirell!“

Das waren seine Worte immer. Hundert Mal sagte er: „Ich wollte, ich hieße Lerche, und nicht mit dem verdammten

Namen: „Schleicher.“ Er hatte den Widerwillen gegen den Namen Schleicher von unserm Vater.

„Fahr fort, Fieschen?“ rief Herold. „Was bewegt Dich? Der Mensch gefällt mir.“

„O mein Vater,“ rief ich — „was mich bewegt, ist die schönste Ahnung.“

Ich las weiter.

„Lieber Herr,“ sagte die Mutter — „wie wird's mit dem Gelde?“

„Auf der Rückreise, Mutter, hole ich's. Sorgt nicht für mich. Ich habe meinen Zauberstab im Felleisen. Ich münze Geld aus Farbe und Licht.“

„Das alles sagte er so trocken, so freundlich.“

„Er nahm Abschied von Vater und Mutter. Hier stellte sich Marisi vor ihm hin. Es war etwas Besseres in dem Mädchen. Sie allein hatte noch nichts gesagt; aber die Blicke hingen in Thränen bliegend auf dem jungen Menschen. Sie ergriff hastig seine Hand. „Diese Hand! o diese Hand!“ sagte sie zitternd.



Sie bückte sich schnell, und küßte die Hand, die für sie gearbeitet hatte. Man konnte ihre Empfindung nicht verstehen.

„Der junge Mensch ging sogleich vor mir her, ohne zu reden. Auf einmal fragte er: „Kennen Sie den Thoms, Herr?“

„Er ist ein braver, ein sehr braver Mensch.“

„Gott Lob!“ sagte er, das schwarze Auge heiter auf mich wendend — „denn in des Mädchen Brust schlägt ein weiches Herz. Ich denke, Sie gaben, da wir gingen.“

„Ich gab,“ antwortete ich lächelnd.

„Ich!“ sagte er launisch — „lege gar keinen Werth darauf, daß man gibt, sobald man hat. Aber ich würde mich freuen, wenn Sie reich wären, und viel gegeben hätten. Ich möchte es wissen.“

„Ich schänte mich, Karl, vor diesem einfachen Herzen. Ich nannte die Summe. Ja, ich hatte reichlich gegeben.“

„Gut!“ sagte er — „denn der Sa-

tan von Amtmann fürchtete nur diese Faust, womit ich ihn gedroht hatte. Nun gehe ich. Ist Thoms ein Mann?"

„Ein Mann, vor dem der Amtmann zittern wird.“

„Nun, so laßt uns gehen, Kamerad.“

„Ich fing von seiner edlen Handlung an.“

„Edel?“ fragte er höchst einfach.

„Es ließ sich nicht anders thun. Zeit hatte ich. Ob ich den Pinsel führte, den Griffel, oder das Ruder zum Leben, war so ziemlich gleich. An Arbeit bin ich gewöhnt von Hause her.“

O Hännchen, Hännchen, es war mein Bruder. Es war mein Marzell.

Ich fing an zu weinen. Herold meinte, die Begebenheit bewegte mich so.

Ich las: „Also ein Wähler?“ fragte ich.

„Hm, ja! Bildhauer dazu! Puppenmacher! Steinmeßer! Sprachmeister! Musikus!“

„Ich sah ihn an, ob er scherze.“



„„Nein, nein!“ sagte er lachend, und holte ein kleines Buch aus seinem Felleisen, blätterte es auf. Es war voll Zeichnungen. „Sie werden es schon unterwegs sehen.“ Er zeigte mir das Fährhaus, die Felsen dahinter, den Wasserfall vom Felsen herab, Marili vor dem Häuschen, eine vollendete Zeichnung, ausgemahlt mit Wasserfarben, und Marili zum Sprechen ähnlich.

„Ich zeigte auf Marili's Gestalt, und sagte: „Das hübsche Mädchen, will ich werten, steht nicht umsonst hier.“

„Er stellte den Zeigefinger auf sein Herz, und sagte: „Stand sie doch hier! Steht wohl noch hier, Landsmann! Die einsame Hütte, die schöne Gegend, die frommen Eltern, der brave Bruder, die leichte Beschäftigung des Lebens, und mitten drin als Hauptfigur, das keusche, schöne, jugendliche Mädchen. Es war ein Glück, daß der Name: Thoms, früh genannt wurde, ich weiß, was sonst geschehen wäre.“

„„Und hintennach die Neue?“

„Die Neue?“ Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich redete vom Fährgeschäft.“

„Das Leben und des Lebens Glück bricht sich in tausend Gestalten, wie die Kunst, wie das Licht, wie die Natur. Wählt oder singt den Wilden in seinen Wigwam mit Weib und Kind an seinem Kanoe arbeitend, den Fährmann mit Weib und Kind an der Fähr, den Reichen in seinem Pallast mit Weib und Kind in seinem Geschäft; Ihr habt die Grundzüge des Glücks, gemahlt und gesungen; das Geschäft ist das fortschreitende Leben, Weib und Kind das Glück. Warum könnt's im Leben nicht so seyn, wie auf dem Gemälde, und im Gedicht, wenn wir wüßten und liebten, was Leben und Glück ist? Ich hätte im Fährhause leben wollen bis an den Tod, und glücklich, Landsmann! Ich glaube sogar, es ging etwas Aehnliches in Marill's Seele vor, ihrer Treue gegen Thom's unbeschadet.“

„Wir gingen weiter. Mit jedem Ta-

ge stieg meine Achtung, meine Liebe gegen diesen einfachen, gütigen Menschen. Ich erstaunte vor seinen Kenntnissen, noch mehr aber vor der einfachen Art, mit der sie in seiner Seele lagen, und wie er sie gebrauchte für das Leben. Es war nicht Wissen, es war gleichsam That, Kraft, fester Wille. Sein Beispiel, lieber Karl, das Beispiel seines einfachen Lebens, seiner immer gleichen Heiterkeit, seiner Begeisterung, die nie, was so schwer ist, intolerant wurde, seine Freundlichkeit, womit er allen, die mit uns gingen, Liebe, Vertrauen, Liebe abgewann, thaten in den zwei Monaten für mein Herz mehr, als Jahre vorher.

„Wir redeten nie von Freundschaft, von Schwüren unserer Freundschaft. Wir wurden Freunde, und in der höchsten, vielleicht reinsten Bedeutung dieses Wortes. Und dennoch erfuhr ich nicht ein Wort von seinen Eltern. Fragte ich ihn, so lächelte er, und sagte: „Es ist nichts daran, Dorn, nichts, was der Frage werth ist. Ich verberge nichts, gar nichts. Eine

Stunde von meinem Geburtsorte, auf einem Hügel, von dem ich mein Dorf zum letzten Mal sah, und an meine schöne Jugend zurückdachte, faßte ich den Entschluß — glaube, ich hatte eine närrische Ursach dazu — unbekannt für alle, die zwei Jahre, die ich in der Fremde bleiben wollte, zu seyn, und — das ist's — man muß auch in Kleinigkeiten Wort halten; also trille mich nicht weiter damit. Was ich bin, und Dir bin, weißt Du; was Du nicht weißt, ist das unbedeutendste Ding von der Welt.“

„Wir schwiegen seitdem darüber.“

„Am Gardasee, Du kennst seine Reize, blieben wir in Garda eine Zeitlang. Er, wie er gewohnt war, streifte weit und breit umher — Er behauptete, der Mensch müsse recht oft allein seyn — er kam oft Nachts nicht zu Hause.“

„Auf einmal sah ich eine Unruhe an ihm, die ich vorher nicht kannte.“

„O, es ist nichts!“ rief er; fragte ich ihn: „Oder Alles!“



„Er ging jetzt oft geschäftlos an den See, setzte sich auf einen Hügel, und träumte. Es war gewiß etwas Wichtiges, was ihn so bewegte.

„Ich wollte fort. „Geh nur, geh nur,“ sagte er traurig. „Ich muß noch bleiben. Geh nur, in Mailand oder Rom sehe ich Dich wieder.“

„Was ist's, liebster Lerche, was Dich so heftig bewegt?“

„Er sah mich lange schweigend an, legte die Hand an die Stirn, dann auf die Brust. Dann zog er heftig ein Papier hervor, hielt's mir hin, und sagte: „Das!“

„Es war ein Mädchen, von ihm gemalt.

„„Das!“ sagte er noch einige Mal mit einer heftigen Leidenschaft. „Nicht dieser Reiz,“ setzte er leise hinzu — „nicht diese schöne Gestalt, voll Harmonie, an deren Nachahmung meine Kunst verzweifelt. O nein! nein! nein! Nicht ihre Stimme, welche Musik ist, nicht die Blüthe ihrer Gedanken, die wie ein rei-

cher Frühling aus ihren Worten hervor-  
dringt! Was denn? Mein Herz also!  
Marilyn in dem Fährhause, habe ich's  
Dir gesagt? brachte auch mein Herz in  
Bewegung. Wenn sie Abends mit mir  
auf dem Hügel saß, und ihr Auge mich  
heimlich betrachtete, und sie dann leise,  
leise seufzend ihr Haupt an die andere  
Seite drehte, und dann mit einer hefti-  
gen Empfindung meine Hände drückte,  
die für sie den Tag über das Ruder ge-  
führt hatten. Es waren schöne Augenblicke  
des Lebens. Aber was Anders bewegt jetzt  
mein Herz? ein zitterndes, unaussprechli-  
ches Entzücken. Eine andere Welt hat  
meine Seele gefüllt. Ich kann's nicht  
sagen. Wie wollten auch Worte, die  
nicht einmal die einfachste Bewegung der  
Seele aussprechen können, die hohen Wun-  
der einer himmlischen Welt nennen? Wie  
willst Du mich verstehen?"

„Thränen standen in den trunkenen  
Augen.

„Ich besah das Bild. „Blondes Haar?



Sie ist keine Stätianerin. Eine Deutsche?"

„Er legte seine Hand auf meinen Mund.

„Was ist das Bild? Die Beschreibung einer Maske für den Tauben. Hier! Hier steht ihr Bild in diesem Herzen. Aber laß mich, und frage nicht.“ Er ging. Ich sah ihm nach. Wir wohnten hart am See in einem Landhause hoch auf einem Hügel. Er ließ sich über den See fahren. Er nahm die Richtung gegenüber einer schönen Villa zu.

„Dort wohnte das Mädchen; das wußte ich. Denn stand er am Fenster, so war sein Blick auf diese Villa geheset.

„Ich hätte leicht erfahren können, wer sie war; aber ich hatte von ihm gelernt, daß der Freund die Geheimnisse der Freundschaft ehren muß. Ich ließ ihn, und so sehr mich verlangte, von hier wegzukommen, so blieb ich dennoch.

„„Ich bitte Dich, geh!“ sagte er oft. Ich blieb!

„Wie habe ich eine so heftige Leidenschaft gesehen, die so zart, so rein war. Er saß mit seiner Guitarre — die er vortrefflich spielte — bis Mitternacht auf dem Hügel, und spielte und sang seine stille Liebe, die so rein war, wie der Himmel über ihm. Kein Wort sang eine Hoffnung, einen Wunsch. Er sang nur die Höhe ihrer Seele, nur die reine Empfindung seines Busens, in Worten, die eben jetzt erst aus seiner Seele brachen, wie ein reiner Quell aus dem Felsen.

„Alle Barken, die mit Musik vorüber glitten, hielten an, die Musik verstummte, und die Liebe feierte ihren schönsten Triumph in dieser Stille.

„Er kam oft jetzt zu Hause, das Entzücken strahlte in seinen Blicken. Er fiel an meine Brust, mit zitternder, stummer Freude. O gewiß, er war glücklich! Er war es!

„O, Karl, so, so möchte ich lieben, wie er; oder gar nicht, und müßte mein Schickial seyn, wie seines; so möchte ich lieben, so oder gar nicht!

„Ich sagte ihm einmal: „Du hast gelebt, Lerche!“

Er sah mich an, und sagte: „Ich halte das Leben an dieser warmen Brust. Ich ringe mit dem unendlichen Entzücken. Ich umschlinge es. Mit jedem Athenzuge zieh ich das Leben, die Freude in meine Seele. Ich schaue mit tausend Augen in die Zauberwelt eines Elysiums! Das Leben der Götter ist errungen. Ich habe gelebt, geliebt! Laß von nun an das Schicksal sein Dunkel wie eine Mitternacht auf meine Zukunft werfen! Ich lebe! Ich liebe! Ich bin glücklich!“

„O Schicksal, so laß mich einen Augenblick lieben, so geliebt seyn, wie er.“

„So geliebt seyn, wie er?“ Denn er sagte nie ein Wort. Er sang nur seine Liebe, nie der Geliebten Gegenliebe; aber er war das seligste Wesen, das je die Natur beseligt hat.

„Einen Abend kam er zu Hause. Er stürzte häftig auf mein Zimmer, in meine Arme, mit dem Ausdruck einer wilden

Unruhe. „Laß uns gehen!“ rief er abgebrochen, heftig, wild — „laß uns gehen! laß uns gehen! Oder komm nach. Ich gehe.“

„„Was ist Dir, Lerche?“

„„Nichts!“ sagte er mit einem Engelslächeln. „Nichte! Ich bin glücklich, wenn je ein Mensch es war. Ich könnte eben so gut sagen: Ich bin unglücklich, wie je ein Mensch es war. Beides ist. Aber fort muß ich! Ich muß fort! Das Geschick gab mir zwei Monate zum Seyn, und ein ganzes Leben voll Erinnerung. Ich habe mein Wort gegeben. Ich muß fort! Und nun frag nicht. Und in Rom finde ich wieder eine schöne Erinnerung, und die Kunst, und mein Saitenspiel, und Alles! Alles!“

„Er war außer sich; ich konnte nicht errathen, ob aus Schmerz oder Freude.“

„„Höre,“ sagte ich — „Lerche, höre! Vielleicht, daß ich helfen kann. Ich bin reich, und habe einen Oheim, der

noch viel reicher ist. Wenn ein Hinderniß —“

„Ein Sandkorn fiel auf meinen Weg, mehr nicht; aber dieses Sandkorn kann keine menschliche Macht bewegen. Ich konnte es bewegen! Ich! Die Liebe! Die Liebe konnte es! Die Liebe wollte nicht. Laß uns gehen; und nun bitte ich Dich, frag nicht wieder.“

„So kamen wir nach Rom. Mein Herz hing sich immer fester und inniger an diese treue, reine, starke Seele; Er sich an mich.

„Er nahm mein Geld nicht an, ich aber seine einfachen Sitten; und was ich jetzt besser bin, wie Du oft sagtest, Karl, bin ich durch ihn.

„Er hat mir versprochen, zu kommen, und dann stiege ich mit dem edelstolzen Jünglinge zu Dir, und wir Drei schließen dann den Bund der Freundschaft und der Tugend. Leb wohl! O leb wohl! Dein Ferdinand.“

Forto

Fortsetzung von Sophien.

Sieh, es ist mein Bruder, Hannchen. Es ist mein Bruder, mein Marzell. Ich zweifle fast nicht mehr. O, ich zweifle nicht! Herr Dorn soll mir nur die Aufschrift eines seiner Briefe zeigen. Er ist's — —

Fortsetzung.

Er ist's, Hannchen! Es ist mein Bruder!

Da ich zu Ende war mit dem Vorlesen des Briefes, redete der Vater ein Langes und Breites über den Charakter des jungen Menschen. Ich hörte kaum zu. Denn meine Seele schwebte auf ganz andern Wegen, die mich zu seltsamen schönen Aussichten leiteten.

Ferdinand, der Busenfreund meines Bruders. Ich erhielt ja ein Recht, eine Verpflichtung, ihn zu lieben.

Ich ging früher in mein Kabinett, und schrieb den Brief Wort für Wort ab. Es



war die Zauberei der Liebe, daß ich Ferdinand eben so edel fand, als meinen Bruder, viel sanfter, viel großmüthiger sogar. Denn Marzell? Er that geradezu nur, was er nicht vermeiden konnte.

Ich zitterte, da mir der Vater am andern Morgen befahl, Ferdinand seinen Brief wieder zu bringen. Ich hatte meines Bruders Kopf, von meiner Mutter gemahlt, zum Sprechen ähnlich. Ich hatte ihn hervorgeholt, und betrachtete mit neuer, frischer Liebe den Freund Ferdinand. So nannte ihn das thörichte Mädchen!

Da pochte es leise an mein Zimmer. Es war Ferdinand, den der Vater sendete. Ich legte mechanisch meines Bruders Kopf verdeckt auf den Tisch, faßte allen meinen Muth zusammen, und sagte herzhast, ihm seinen Brief reichend: „Ihr Oheim und ich haben uns gestern beständig an die Stelle Ihres Freundes gewünscht; trotz seiner unglücklichen Liebe, und ich hätte wünschen können, daß Thoms aus dem Spiel geblieben wäre. Ich

weiß, er wäre in dem Fährhause mit dem Schweizer Mädchen glücklich gewesen.“

Ich wollte mir mit dem Gespräch eine Schutzwehr gegen ihn erbauen, und ich öffnete ihm Thor und Thür.

„O!“ sagte er, den dunkeln Blick auf mich heftend — „wenn Wünsche helfen könnten? Wer hat nicht ein Mal in seinem Leben einen solchen heiligen, hohen Wunsch, der des Lebens Wankelmuth feststellen, dem Geschick jeden Pfeil des Unglücks nehmen könnte!“

Ich wollte entkommen, und sagte lächelnd: „Zum Glück ist der Wunsch so bald vergessen, als gethan, und der Mensch ist eben so wankelmüthig, als das Leben.“

Er legte die Hand auf das Herz, um zu antworten; aber er wendete sich sehr schnell ab, und blieb, mit dem Gesichte gegen die Wand gerichtet, eine Zeit lang stehen.

Mein Herz pochte unbändig. Ich wußte nicht, was ich dachte, was ich that. Ich griff nach dem Kopfe meines Bru-



bers, und rang heftig mit den Thränen,  
die hervorbrechen wollten.

Er hatte sich gefaßt; er fragte ruhig  
ger: „Was haben Sie da?“

Er erkannte den Kopf auf den ersten  
Blick, und nun rief er in einer heftigen  
Erkennung: „O all ihr himmlischen Mächte!  
Wer ist das? Wer?“

„Mein Bruder!“ sagte ich mit erstick-  
ter Stimme, mit hervorströmenden Thrä-  
nen. Ich weiß nicht, was mich so uner-  
messlich rührte. War's sein Ausruf?

„Ihr Bruder?“ sagte er sehr lang  
gezogen, die Augen an die Decke richtend,  
als sämne er über etwas.

Dann faltete er die Hände in einan-  
der, und sagte auf, und abgehend, als  
wäre er allein: „O ihr gütigen Mächte  
des menschlichen Glück's! wenn er von der  
Schwester redete! wenn er — O warum  
erkannte ich seiner Schwester Stimme  
nicht? Warum nicht diese edlen Züge?  
Wer konnte auch seine Schwester seyn, als  
sie? Sie, Sophie! Wenn er von der  
Schwester redete, so hatte meine Seele

Einen Wunsch! einen heiligen, edlen Wunsch. Und o Himmel! o Himmel! Warum mußte er mir seinen Namen verschweigen? O warum?"

Er betrachtete den Kopf meines Bruders.

„Ich hatte Zeit, mich zu besinnen.“

„Geschwind!“ sagte ich so lustig wie möglich — „erzählen Sie mir von meinem Bruder! Ich will jede Kleinigkeit von ihm wissen. Was machte er in Rom? Hat er das Haus seines Großvaters? In der Straße dei Torre?"

„Wir wohnten in dem Hause.“

Nun vergaß ich alles andere, und wurde in der That heiter.

„Wo ist er jetzt?“ fragte ich. „Warum schrieb er nicht? Wann kommt er zurück? Weiß er seiner Mutter Tod?“

Tausend Fragen hatte ich, und Er nicht Eine Antwort. Denn er wußte nichts von ihm. Der Einfall der Franzosen in Italien, die gewaltsame Zerstörung aller Verhältnisse hatten jede Verbindung mit Deutschland unmöglich



gemacht. Indeß er erwartete mit jedem Tage Briefe.

Da fiel mir ein, daß ich dann an meinem Bruder einen Schuß hätte, daß ich Herolds Haus verlassen mußte, daß, um meinen Frieden und den Frieden des Hauses zu erhalten, Niemand, Niemand, am wenigsten Ferdinand, selbst nicht Herold wissen durfte, wo ich seyn könnte. Alles lag noch dunkel vor mir; aber jetzt, da ich wußte, wo Marzell war, fing ich's an, aus dem Dunkel zu entwickeln.

Ich bat also Herrn Dorn, jedem Menschen es zu verschweigen, daß sein Freund mein Bruder sey.

Er versprach's kalt und einsylbig. Er warf nur von Zeit zu Zeit dunkle Blicke auf mich, versprach mir, sobald er Briefe hätte, sie mir mitzutheilen, was sie auch enthalten könnten, das alles mit einer Art von entschlossener Kälte, die mir, ach wie sehr, wohlgefiel.

Nachdem er fort war, verschloß ich mein Zimmer, und überließ mich dem Zu-

ge, dem gewaltsamen Zuge meiner Gedanken und meines Herzens. Ich fühlte tief, tief in dem Innern meiner Seele, daß ich ihn liebe. Je mehr ich es dachte, je fester ich mir es vornahm, an nichts zu denken, desto tiefer drückte sich dieses unglückselige Gefühl in mein Herz.

O hätte der gute alte Brinke geschwiegen, es wäre vieles anders und besser.

Er ist mit Rosalien verlobt, sein Oheim wünscht diese Verbindung, die ganze Familie baut alle ihre Hoffnungen darauf — darf eine Fremde, eine Arme, die in dem Hause Gastfreundschaft, Hilfe, Unterkommen fand, darf sie — O alle Schutzgeister meines Lebens behüten mich, daß ich nicht Einen Wunsch hege.

Und Rosalie liebt ihn; das will, das muß ich festhalten!

Oft überrascht mich der Gedanke, als ob eine feindliche Macht mir ihn einhauchte: „Sie liebt ihn nicht!“ Aber höre ich, wie sie von ihm redet; höre ich, was sie

vor einigen Tagen sagte: „O Fietchen, wie beneide ich Dich um Deine Tage, welsch ein hohes Glück muß ich für Arme seligkeiten weggeben!“ Und wie die schönen Augen dabei in Thränen, die noch schöner waren, als ihre Augen, standen; wie die schöne Brust sich seufzend erhob! Mein, das ist Liebe! Die lange Gewohnheit dieses zerstreuten Lebens hat sie verstrickt. Ihre Mutter befiehlt, ihre Schwester spottet. Die Arme muß. Und ich — ich — der sie alles anvertraut, ihre Liebe, ihr Glück, ihre Thränen, ihre Treue, sollte sie betrügen? Ich muß fort! Das weiß ich. Denn wenn Brinke mit Herold redete, und ich weiß gewiß, der alle redliche Mann kämpfte, ob er reden oder schweigen soll, wenn Herold etwas merkte, wenn Ferdinand selbst, den sein Oheim so unbeschreiblich liebt, ihm entdeckte — Vielleicht — siehst Du, da steht das Vielleicht! das wie ein heller Rosenstrahl einer schönen, hoffnungreichen Morgen-geröthe durch das Dunkel der Mitter-



nacht bricht. Ach, um dieses Vielleichts  
willen muß ich fort.

So höre: Gestern Abend saß ich an  
seinem Bette. Er hatte sich aufgerichtet,  
er zog die Augenbraunen über die Augen,  
trommelte mit den Fingern auf dem  
Tische.

„Soll ich gehen, Väterchen? Sie wol-  
len allein seyn.“

„Gehen und bleiben, Fielchen.  
Ja, ich bin unruhig!“

„Was ist's denn?“

„Was ist's? Viel und wenig. Da ist  
der Ferdinand zum Beispiel. Es ist  
nicht alles, wie es soll. Und wüßte ich  
nur, was in seinem Kopfe spukt. Man  
sollte dem Schicksal nicht vorgreifen. Wenn  
ich denke, er würde — dieser Junge —  
den ich wie meinen Sohn liebe, würde  
nicht glücklich, und würde es nicht um mei-  
nerwillen. Ich wollte, der Bursche gin-  
ge grade mit mir heraus, und sagte:  
„So oder so!““

„Sieh, da stand das glänzende Bild  
leicht vor meinen Augen; aber ich schwieg,  
und in meinem Kabinette betrachtete ich  
den Kopf meiner Mutter, und sagte:  
„O meine selige, theure Mutter, nicht  
wahr, ich muß von hier! Ich muß fort!  
O Marzell, wo bleibst Du?“ Aber ich  
muß fort! Hannchen, ich muß fort!  
Ach, Du weißt nicht, welche Augenblicke  
es sind, wenn ich mit Herrn Dorn al-  
lein bin, wie ich über mich wachen muß,  
daß nicht ein Seufzer dem andern antwor-  
tet, welche entsetzliche Gewalt ich mir an-  
thun muß, heiter und lustig zu scheinen,  
wenn er so finster mir gegenüber sitzt, und  
mich so finster betrachtet, daß ich mit sei-  
nen vergeblichen Wünschen so spiele. Ach,  
wüßte er, wie weh mir das Spiel mit mei-  
nen eigenen Wünschen thut. Ich muß  
fort! Denn ich fühle, der Kampfermattet  
mich, und Rosalie liebt ihn! Lebe  
wohl!

Sophie an Hannchen.

\* \* n.

Mein edler Vater ist fort, und ich habe seine Einwilligung, zu gehen, wenn ich will. Ach, Hannchen, nicht weiß er fort ist, obgleich er mir hier alles war; aber es ist mir; als wäre ich schon in eine öde, menschenleere Wildniß hinausgestossen, als wäre das Band gerissen, was mich an Menschen, an das Leben, an die Hoffnung knüpfte. Es kommt mir zuweilen vor, als wandelte ich wie ein Geist noch unter den Menschen, ohne Theil zu haben an ihnen, als starrte ich das Leben wie eine fremde Schöpfung an, in der ich nicht zu Haus gehörte. Denn so höre, meine Geliebte, mein entseßliches Loos: Mein Herz gehört ihm, dem Manne, der mit Rosalien verlobt ist. Alle meine Empfindungen, meine Gedanken, meine Träume, mein Gram, mein Wesen ist ihm zugewandt, ihm, der nicht mein seyn kann.

Ich raffe mich auf, ich frage nach



nichts mehr, um mich zu retten. Ich sin-  
ge, ich spiele, ich zeichne, ich mahle, ich  
arbeite wieder in Wachs, um die Zeit,  
um meine verderblichen Gedanken von mir  
abzuschütteln, und lasse sie erkaunen über  
die Künste des armen, verirren, verlor-  
nen Mädchens. Ich lese, mache Auszüge  
aus den Büchern, die ich lese. Verge-  
bens! Ich will den Feind niederkämpfen,  
der in meinem Herzen tobt! Die Hoff-  
nung, daß er mich liebt, daß Rosalie  
— diese Rosalie — wenn sie ihn  
liebt — ihn dennoch für einen höhern  
Rang in der Gesellschaft dahin gäbe.

Sieh, ich sehe mit triumphirendem  
Blick — denn jetzt gehe ich, als wäre ich  
irre am Leben geworden, mich zu zer-  
streuen — wie gern schüttelte ich das Le-  
ben ab! — ich gehe jetzt auf alle Välle,  
in alle Gesellschaften, mit, als wäre ich  
Rosalie's Gerichtengel, und zeichne  
alle kleinen Untreuen, die sie gegen ihn  
begeht; jeden lächelnden Blick, womit sie  
einen Fremden lockt; jedes Erdröthen, wo-  
mit sie seine Schmeichelei bezahlt; jede



holdselige Verbeugung, die sie erkünstelt, in ihr Schuldbuch, und wenn der lobende Wis sie umrauscht, und wenn die edlern Jünglinge sie umgeben, an ihren tausendfachen Zauberblicken hängen, wenn Schmeichelei, Wünsche, Begierden, wenn die Liebe selbst, wie böse Geister, sie umflattern; so stehe ich triumphirend, und möchte rufen: „Mur zu! Dringt in ihre unbeständige Herz! Hängt euch an ihre flatterhafte Seele! bringt ihren Busen in Bewegung! —“

Ach, Hannchen, Hannchen, sie weiß nicht, warum ich — wenn wir um Mitternacht nach Hause gekommen sind, wenn sie da nun lächelnd sitzt, und die schönen Bilder der geschmeichelten Eitelkeit wiederholt — Sie weiß nicht, warum ich ihr oft um den Hals falle, und meine Thränen auf den triumphvollen Busen gieße; sie weiß nicht, welch Unrecht ich ihr gethan habe; sie weiß nicht, daß ich ihr gern zu Füßen fiele, und sagte: „Vergib mir, Rosette!“

Und dennoch brüste ich mich, daß ich

ihm so treu bin, die Fremde, die ihm ewig fremd bleiben muß. O, ich habe hier gelernt, daß ich auch glänzen könnte; aber nein, Hannchen, ich würde es dennoch verschmähen, wenn ich auch nicht liebte. Und Er? — Schweig, Feder, zeichne keinen Zug von ihm, dessen Bild mit unwiderstehlicher Gewalt mein Herz dahin reißt!

Mitten in diesen sich thürmenden Fluthen, die gegen einander schlagen, feindselig sich bekämpfen, und welche Margaret schon sieht, aber lächelnd verschweigt. Sie will, ihr Opfer soll erst fallen, ehe sie warnt. Es ist so. Ihre Blicke beobachteten mich, wie scharfe Pfeile. Sie sagt mir mit einem trocknen, unschuldigen Tone, daß Ferdinand nicht mit fährt, sie gibt mir einen Vorwand, zu Hause zu bleiben. O, unter welche Menschen bin ich gerathen! Sie möchte mich verderben! Rosalien, Ferdinanden, um dann nur sagen zu können: „O die verderbte, unchristliche Jugend.“

Mitten in diesem geheimen Zwiste,

der wie ein unsichtbarer Nebel sich verdun-  
kelnd zwischen uns alle drängt, und in  
dem allein der edle Vater wie ein Sonnen-  
strahl unverdunkelt dasteht, brachte der  
Factor Briefe in's Zimmer. Mit einem  
freundlichen Nicken reichte er ihm von al-  
len Briefen erst einen, den sogleich die  
Waise mit den Augen verschlang.

Er erbrach ihn mit einer Heftigkeit,  
las, sann, umfaßte erst Rosalien an  
beiden Hüften, dann mich, trieb Spaß  
und ging dann.

Margret sagte: „Der Brief bedeu-  
tet Postpferde, und eine geheime Reise.“

Sie hatte recht; denn eine Stunde  
darauf war schon gepackt.

Ich lief zu ihm, zu helfen, wie ich  
sonst auch that.

Er führte mich in ein anderes Zimmer.  
„Stechen,“ sagte er sehr sanft — „es  
ist Dir hier allerlei begegnet, was nicht  
seyn sollte. Du bist nicht mehr, wie sonst,  
so froh. Sag mir, wer hat Dich auf der  
Folter? Margret? oder — wer? mei-  
ne Schwester? Rosalie? wer?“

Da übermannte mich der Schmerz, der unendliche Schmerz. Ich warf mich an seine Brust, und rief lauschluchzend: „Niemand, mein gütiger Vater! Wahrhaftig, Niemand!“

„Ich muß fort, Fietchen!“ sagte er ernst — „ich bleibe vielleicht lange weg. Aber sey's, wie es will. Fühlst Du einmal, daß Dir hier nicht mehr wohl seyn kann, so geh zu Fietchen. Brinke hat Befehl, Deine Reise zu besorgen. Fietchen hat ein treues Herz.“

„Ja das ist's, mein Vater. Ich muß fort! Ich muß fort! Ich will zu Fietchen. Ach, ich fühle es in der ganzen Unschuld meiner Seele, daß ich von hier muß!“

„Die Unmenschen!“ rief er zürnend.

„O nein, liebster Vater! Nein! häufen Sie nicht eine Schuld auf mein Herz. Nein, nein, sie geben mir hier mehr Liebe, als ich verdiene. Nein, nein, Vater, bei dem Gotte der Wahrheit! Ihre Verwandten sind es nicht, die mich wegtreiben. Ich selbst. Ich muß fort!“

Er

Er sah mich mitleidig an. „Kannst Du nicht mehr sagen, Fielchen?“

„Ich zittere, Vater, daß ich — o fragen Sie nicht. Aber ich muß fort! fort von hier!“

Er legte mir langsam den Arm auf den Rücken, drückte mich langsam an seine Brust, und sagte leise: „Triffst das Leid Dich so früh? Das Leben ist ein lächelnder Seufzer, Fielchen, mein Kind! Gott segne Dich! Einen Vater hast Du gewonnen. Ich befehle Dir aber, das zu nehmen, was Dir geben soll. Ich weiß, Du brauchst das Geld nicht, was Du hast. Ich bin Dein Feind nicht. Du hast im Anfang einer Freundin Geld gesandt. Bedarf sie nichts mehr? Sonst sende, und laß uns in Liebe scheiden.“

O mit unendlicher Liebe warf ich mich an seine edle Brust, und hier, mein geliebtes Hannchen, sende ich Dir; Du siehst, die Tochter gehorcht dem gütigen Vater.

Er reiste ab. Auf jedes Gesicht lagerte sich Freude, da er weg war.



„Ich möchte nur wissen, wohin, liebe Vase? Das wissen Sie nicht?“

„Nach Italien, nach Mailand!“

Sie war im Komptoir gewesen, und hatte richtig herausgebracht, auf welche Plätze Herold Wechsel mitgenommen hatte.

Ich ging nun hinab in den Garten, um mich satt zu weinen. Die Vase war sogleich auf meinen Fersen. Ich ging schnell, damit sie mich nicht einholen sollte, und damit ich Zeit gewänne, meine Augen zu trocknen. Da kam sie. „Um wen weinen Sie, Püppchen?“

„Weinen? Ich?“

„Ja, die schwarzen, schönen Auglein sind noch geschwollen, und das auf das Tuch-Hauchen stillt wohl falsche Thränen, aber keine Thränen, wie Ihre, Sieselchen. Um wen weinten Sie?“

„Um Herrn Herold.“

„Allein um den, liebes Sieselchen? —

Ich habe Sie gewarnt. Sieselchen, ich nehme Theil an Ihnen, obgleich Sie das leicht nicht glauben mögen. Ich warne

Sie wiederum. Sehen Sie, Kind, an dem Krankenbette des Verrers mag viel vorgegangen seyn, was der Vetter nicht wissen darf, und wir alle nicht.“

Hannchen, ich hob mich hoch gegen die Schlange empor, die mich von Gift geschwollen anzischte.

„So stolz Sie auch aussehen, Fieken, so sage ich Ihnen dennoch, aus der frohen, freien Unterredung, welche die Unschuld selbst auf das weißeste Lilienblatt zeichnen könnte, wird eine immer leisere; das Herz mischt sich hinein: aus dem Gefühle werden Wünsche, aus den Wünschen Hoffnungen, aus den Hoffnungen Entschlüsse. Man wehrt sich so gut, so lange man kann; aber nichts in der Welt ist großprahlerischer, und seiger, als eine Leidenschaft.“

O woher nahm ich den Muth, zu lächeln? woher?

Sie fuhr ruhig fort: „Es ließe sich denken, die Zeit macht alles möglich. Warum nicht einen so theuren Wunsch? Aber  
\*  
ausgalt ab (schon) ist vor (sich) spin



Ich warne Sie, Fietchen, warne Sie, wie eine Mutter."

In der That, dem marmornen Parzenauge entlossen Thränen, die mich erschütterten. Sie fuhr fort: „Je näher Sie Ihrer Hoffnung träten, oder ihrem geheimen, ungeahnten Wunsche, desto näher träten Sie dem heillossten Unglück. Ich habe Sie gewarnt, Fietchen. Ich weiß, daß Sie über die alte Sybille lachen. Das hat man oft gethan, aber nie ohne Reue."

Sehen Sie, Ihr Herz kenne nur ich. Niemand im Hause, als ich. Die Geheimrätin, die wohl etwas sah — einer Mutter Auge sieht scharf — habe ich beruhigt. Aber, Kind, das Geschick, der Himmel selbst steht zwischen Ihnen und Ihren — wie soll ich's nennen, daß Fietchen nicht erschrickt — und Ihren geheimen Hoffnungen. Ich habe gewarnt, Fietchen! Folgen Sie der Sybille."

„Sie haben meinem Entschlusse den Ausschlag gegeben, Base Margret!"

sagte ich stolz, und ging hinauf zu Brinken, um meine Abreise mit ihm abzureden, die nun gewiß war. Die alte Sybille hatte mich dennoch erschüttert; ach, mahlte sie doch mein ganzes Herz. Ja, ich muß das Haus verlassen, ehe Rosa sie etwas merkt. Aber was hilft's, hat nicht Margret eine Zunge?

Ich muß mit Ferdinand reden wegen meines Bruders. O, wäre diese Minute erst vorüber. Leb wohl! Bin ich nun glücklich, Hannchen?

Sophie an Hannchen.

Eelenstedt.

Ich reiste schneller ab, als ich wollte. Sobald mein Beschützer weg war, wurde man erst kalt gegen mich; dann aber wurden die Bemerkungen über den Hochmuth der Armen, die sich in reiche Familien eindrängen, so derb, daß ich hätte gehen müssen, und hätte ich nicht einen Ort gehabt, mein Haupt dahin zu legen.

Juliette las und lichte laut auf. Rosalie fragte warum. Sie las, daß ein Philosoph in jeder Menschenbrust ein Fenster gewünscht hatte, um zu wissen, was in jedes Menschen Herz vorginge. Die Mutter pochte mit einer sehr deutlichen Gebärde ein Paar Mal auf mein Herz und sagte: „Dann würden wir wissen, was in diesen so fest verschlossenen Herzen vorginge.“

„Ich könnte es wünschen, Frau Geheimrätin, Sie würden von dem Augenblick an Vertrauen zu mir haben.“

„Vertrauen? Seit Sie hier im Hause sind, ist mein Bruder mit unsrer Art zu leben unzufrieden.“

„Das heißt, mir die Thür weisen.“

„Kind, Kind, wohin könnten Sie? Sie rechnen zuviel auf die Liebe meines Bräders. Ein Mädchen, arm wie Sie —“

„Hier nur, nur in Ihrem Hause bin ich arm, überall sonst bin ich sogar reich.“

Die Nacht von dem Gürtchen meines Vaters —

„Kann die Perleschnur nicht bezah-  
len, die Sie tragen!“ sagte sie höhni-  
sch. „Kind! Kind! wir kennen uns. Ich  
weiß, worauf sie fußen. Ich weiß auch,  
daß diese Unterredung meinem Bruder zu  
Ohren kommen wird.“

„Sie werden sehen, daß Sie sich  
geirrt haben!“ sagte ich stolz, und ging.  
Ich hörte Julietten lachen; ja, ich  
hörte Rosaliens Lache hinter mir. Die  
ging mir durch die Seele.

Ich ging auf mein Zimmer. Mein  
Entschluß stand fest, zu reisen. Was ich  
thun wollte, um alle Verbindungen zwi-  
schen mir und diesem Hause zu zerreißen,  
war schnell erfunden. Der Zufall half.  
Wütten im Ueberlegen brachte mir Bri-  
te einen Brief von Zettchen, wie wir  
verabredet hatten, von einer fremden  
Hand überschrieben.

Ich las. Das Vergnügen leuchtete  
von meinem Gesicht. Sie versprach noch



einmal das tiefste Schweigen, selbst gegen Herold, wenn ich kommen wollte.

„Der Brief enthält eine angenehme Nachricht,“ sagte Brinke theilnehmend.

Eine sehr angenehme. Ein naher Verwandter meines Vaters in Preußen fodert mich zu sich. In Magdeburg erwartet er mich selbst.

„Und Sie gehen gern, Fieſchen?“

„Es ist gut, daß ich gehe, lieber Herr Brinke! denn hier im Hause —“

„O konnt' ich's denken —“

„Sie irren. Hier verlernte ich arbeiten und mäßig seyn, zwei Tugenden, die ich nie verlernen darf. Ich versprach es meiner sterbenden Mutter.“

Der Alte bat mich; aber ich blieb unbeweglich. Ich setzte den Tag meiner Abreise fest.

Dun kam Kosalko, die Mutter, und bat mich zu bleiben.

Die Base sagte ganz freundlich: „Ich glaube, Fieſchen. Sie thun wohl, wenn Sie es so thun, wie Sie sollen, ganz!“

O mein Gott, kannte die Sybille  
mein Herz und meinen Schmerz?

Nun kam noch der Abschied von Fer-  
dinand. Ich mußte mit ihm reden, um  
Nachricht von meinem Bruder zu haben.  
Ich bereitete mich einen ganzen Tag  
durch auf diese Unterredung vor. Ich  
dachte mir jede Wendung, die das Ge-  
spräch nehmen könnte, und war fest ent-  
schlossen, fest und ruhig, auf ewig ihm  
Lebewohl zu sagen, ohne ihm nur eine  
Spur der Empfindung meines Herzens zu  
verrathen. Ich war fest und ruhig ent-  
schlossen; denn ich war auf Alles, Alles  
gefaßt. Das war die Regel meines edlen  
Vaters.

Ich ging den Nachmittag — so  
schwach war ich doch — noch einmal auf  
den Garten, wo ich ihn zuerst gesehen  
hatte. Die ganze Familie war auf einem  
großen Feste, und Ferdinand war auf  
einen Tag lang verreist. Man erwartete  
ihn erst am andern Morgen zurück. Ich  
trat in seiner Kindheit Kostet, wie er es



nannte, und — er stand vor mir, da ich hinein trat.

Mein Herz wallte schmerzlich empor; aber ich faste mich.

„Sie wollen uns verlassen, hörte ich gestern?“ sagte er ernst und mich dunkel betrachtend.

„Ein näher Verwandter meines Vaters —“

„Werden Sie dort glücklich seyn?“

„O gewiß, Herr Dorn, gewiß! Denn eine alte, geprüfte Liebe, ich könnte sagen, die Liebe meines seligen Vaters nimmt mich auf.“

„Und unstre Liebe läßt Sie mit Schmerz fahren.“

„Das weiß ich, und so bin ich ja doppelt glücklich.“

„Glücklich? O, Sophie! Was wird mein Oheim sagen? — Wohin gehen Sie?“

„Das weiß ich nicht. Mein Verwandter erwartet mich in Magdeburg. Ich weiß nur, daß er jenseits Königsberg in Ostpreußen wohnt.“

Er seufzte. „Ich fuhr fort, meines Verwandten Familie zu loben, und mein Geschick glücklich zu preisen.“

Er seufzte wieder. „Und ihr Bruder,“ hob er wieder an. „Ich habe ihm geschrieben. Ich weiß, daß Nachrichten von ihm an mich unterwegs sind.“

„Das eben, lieber Herr Dorn, das eben ist's, warum ich Sie bitten wollte. Hier ist ein Brief an meinen theuren Bruder, der ihm Nachricht gibt, wo ich künftig seyn werde. Sie werden wohl die Güte haben, den Brief zu besorgen.“

„O Sophie! Sophie! warum mußte ich nicht früher erfahren, er war Ihr Bruder! Warum —“ Seine Bewegung wurde heftig.

„Ich fuhr freundlich fort: „Mein Verwandter geht jedes Mal auf die Messe nach Leipzig. Ich werde mit Vergnügen daran denken, ihn zu begleiten, und den gütigen Herrn Herold wiedersehen.“

„Freilich! Freilich! — O Sophie, und dieses wäre der letzte Augenblick — Hier sah ich Sie zuerst — und hier! hier!“

hier zuletzt!“ Er sagte leise, aber mit einem sehr heftigen Ausdruck der Leidenschaft die Worte, die ich sang: „Addio giorni giojosi e care notti!“

Die Worte schlugen zerstörend in mein Herz. Ach, alle die Nächte, da ich mit ihm an dem Krankenbette seines Oheims zubrachte, traten wie leuchtende Sterne eines bessern Geschicks vor meine Seele. Ich hatte alle Mühe, mich aufrecht zu erhalten. Er hatte sich abgewendet, und so konnte ich mich fassen.

Ich bat ihn mit einer kindlichen Stimme, ein kleines Päckchen seinem Oheim, sobald er zurück wäre, von mir zu übergeben.

Er sah mich starr an. Ich mußte enden, fühlte ich. „Und nun, lieber Herr Dorn, lassen Sie uns freundlich scheiden“ sagte ich, so freundlich als möglich. Ich reichte ihm die Hand.

Er sagte: „Dieses wäre der letzte, der letzte Augenblick, obwohl jeder, jeder der letzte war — es ist, als riefte die mächtige Stimme des Schicksals: „Es ist nicht!“

Es soll nicht seyn!“ — der letzte Augenblick? der allerletzte? Und mein Ohr soll das armselige Getöse des Lebens hören, und Sophiens Stimme nicht wieder? Nie? nie? Ich soll —“

Seine Stimme wurde immer weicher und schluchzender; aber sein Auge brannte in Flammen, die mich erschreckten.

„Ich soll — o ich soll nicht wissen, wo sie ist, nicht wissen, wo sie athmet, nicht wissen, ob sie lebt? Ich soll mein Auge hinaus wenden in eine öde Welt, und in mein ödes Herz? Wie? Ich sollte immer schweigen, lächeln wohl? Kein Seufzer dürfte diesem gepreßten Herzen Luft machen? Darf das getretene Insekt sich winden, und nicht ich? Wie ein Verbrechen soll ich verschweigen die heiligste Liebe, die mein Herz bewegt? Lächeln und sagen, sie erschien wie ein eitler Traum, und verschwand wie ein eitler Traum! O Sophie, mögen Sie es längst gewußt haben, daß ich Dich liebte, theures, geliebtes Wesen! O, magst Du es nicht gewußt haben; aber freund-

lich von Dir scheiden auf immer! freundlich? will ich nicht. Heuchle, was nicht liebt, Käthe, und nenne es Tugend. Ich will sie, die ich ewig lieben muß, zum letzten Mal in meinen Arm, an dieses Herz voll Blut, an diese Lippen, auf denen der Abschied zittert, wie der Tod, drücken —

Die zitternden Arme umschlossen mich, seine Lippen brannten auf meinen. Es war ein Moment. Mein Auge wurde dunkel. Ich schwankte, ich schrie auf. Ich fand mich auf dem Sise, an seine Brust gelehnt, wieder. „O Herr Dorn,“ sagte ich ermattet und mich besinnend.

Er drückte meine Hand. „Sophie, können Sie dem Rasenden verzeihen?“

„Sie haben mich sehr erschreckt, Herr Dorn!“

„Verzeihung! O lassen Sie das das letzte Wort seyn! Verzeihung! Ich war außer mir. Verzeihung! Sophie, Verzeihung!“

„Verzeihung dem Freunde!“ sagte ich

freundlich, obwohl in meiner Seele ein Sturm dem seinen gleich tobte.

„Aber Sie müssen mich hören, Sophie, ja theure Sophie!“

„Ich darf Sie nicht hören, mein Freund, und sind Sie ein Mann, so dürfen Sie nicht reden.“

„Es sey, Sophie! Wenn ich aber jetzt Briefe von ihrem Bruder erhielte, und ich erwarte sie mit jedem Tage, wohin soll ich sie senden?“

Ich sah ihn an, gewiß mit hellen Augen voll Vertrauen. „Ich vertraue Ihnen, mein edler Freund, jetzt mehr als vorher. Schreiben Sie die Adresse.“

Er schrieb den Namen von Jettchen und ihrem Wohnort auf. „Aber Sie schreiben nicht dabei,“ fuhr ich fort. „Sie sehen mich nicht wieder! Rosalies Verlobter darf nicht Nein sagen!“

„Es sey!“ sagte er. „So leb denn wohl, auf ewig! Auf ewig, Sophie?“

„Auf ewig, Herr Dorn! Gewiß auf ewig!“

„Auf ewig also! Es sey! Auf ewig!“



Er drückte meine Hand an seine Lippen, ging dann rasch an seinen Wagen, und fuhr ab.

Und ich? Ach die kummervolle Geliebte blieb auf ewig allein, und ich sagte mit brennend heißen Thränen: „Auf ewig! auf ewig!“ Auf ewig, Hannchen! Und von jetzt an scheint mir das Leben so lang zu seyn, wie die Ewigkeit selbst. O sag, bin ich denn glücklich?

Sophie an Hannchen.

Eisenstedt.

Von den übrigen war der Abschied eine kalte Zeremonie. Doch nein! Ich will Niemandem Unrecht thun. Ich nahm am Abend Abschied; denn ich wollte am Morgen früh fahren. Ich ging zum letzten Mal auf den Balkon, und sah die Herbstsonne durch die gelben Blätter hervorkommen, und ich sagte mit einem mitleidigen Lächeln: „Mein Herbst kam vor  
der

der Blüthe! Meine Sonne ist schon unter!

Da umfaßten mich von Hinten zwei Arme, und ich lag an Rosaliens weinenden Augen.

„O Fieckchen!“ sagte sie sehr gerührt — „Du verläßt dieses Haus kalt, und mein Herz liebt Dich doch. Meines.“

Da schloß ich sie an meine Brust voll Liebe.

Wir traten stumm unter die Zitronenbäume.

„Du warst jeden Morgen hier, Fieckchen. Ich glaube, ich habe sehr viel verloren, und nichts gewonnen.“

„Das Herz, die Hand eines sehr edlen Mannes, Rosalie!“

Sie sah mich ungewiß an, und sagte leise: „Wenn ich's nicht verloren habe.“

„Verloren nicht, Rosalie; aber von nun an sollst Du es bewahren, wie ein Heiligthum.“

Sie sah mich betrübt an, und wendete sich ab.

Wir schwiegen Beide. Ich hörte das



Rollen des Wagen, der vorfuhr. Der Augenblick erschütterte mich. Ich drückte sie in meine Arme, und sagte: „Rosalie, o Rosalie, bewahre sein Herz und sein Glück!“

„Sie! Sie!“ rief sie heftig weinend — „ich bin unschuldig, und auch, Du weißt nicht, wie schuldig ich dennoch bin. O bleib! bleib, wenn es möglich ist, und werde Du der Schutzgeist meiner Liebe!“

Ach, Hannchen, eben darum mußte ich ja fliehen. Und so floh ich. Ich stieg in den Wagen. Sie streckte mir die Arme vom Balkon entgegen, und der Wagen rollte fort.

Drei Meilen von \*\*n fand ich Jettchen mit einem Wagen, und am andern Abend kam ich in Selenstedt an.

Ich fand, was ich erwartet hatte, eine Mutter, eine zärtliche Gattin, einen treuen Mann, schöne Kinder, ein Leben voll ämfiger Arbeit, ein Haus voll Liebe, eine Freundin, eine liebliche Gegend, ein Dorf voll Ruhe, alles, woran ich gewöhnt bin, und ich war — glücklich.

Nach sechs Wochen erhielt ich ein großes Paket Briefe, mit einem Billet von Ferdinand, was nichts als diese Worte enthielt: „Ich sende Ihnen, meine theure Freundin, Briefe von Ihrem Bruder. Er ist glücklich. Wie er es geworden, werden Sie mit Vergnügen lesen. Mein Oheim ist noch nicht zurück. Niemand, im auch nicht Base Margret, weiß, wo er ist. Ich füge nichts hinzu, als daß Sie das Glück finden mögen, was in unserm Hause nicht zu finden war. Das ist der einzige Wunsch, der dem Herzen Ihres Freundes noch übrig geblieben ist.“

Sieh, Hannchen, Deine verkehrte Freundin suchte nun in diesen Worten nach einer Wendung, die seine Liebe verrathen sollte, und wurde recht betrübt, da sie nicht ein Wort, was dahin deutete, fand. Ich war so sehr kindisch, daß ich recht herzlich darüber weinte, und selbst meines Bruders Briefe darüber vergaß. Endlich las ich sie, und seit vier Tagen habe ich sie für Dich abgeschrieben. Hier sind sie, lies und freue Dich über sein



Geschick. Ich weiß nicht, was mich denn noch dabei beunruhigt. Ach, es ist viel leicht wohl mehr mein Geschick, was mich zu Thränen bringt, als seines. O lebe wohl! Lebe wohl!

Marzell an Ferdinand.

Aus dem Wärrhause bei Stille.

Hier bin ich wieder, lieber Ferdinand, wo ich zuerst Dich sah. Da ich das Fährhaus wieder sah, bedängstigte mich der Anblick. Ich dachte, wenn ich nun hineinträte, und sände den Haß, statt Liebe, in dem Häuschen, Marili erblaßt von Gram, die Eltern todt vor Kummer; aber wie wurde ich überrascht, da Vater, Mutter, Marili, eine künftige Mutter, und Thoms mir entgegen jauchzten, und Thoms, indem er mich zu Gevatter bat, der jungen Frau eine schöne Schamröthe abjagte.

Ich hatte auch meine Frau bei mir, die nicht wußte, wie ihr geschah, da Augen

voll Thränen mich betrachteten, und acht Arme mich umfaßten. Ich bat Thoms auf der Stelle auch zu Gevatter, denn ich konnte es.

Das kleine Häuschen war überbaut, um GÄsse zu fassen. Eine schöne Heerde Kühe lag wiederkäuend im fetten Klee. Ziegen sprangen auf dem Felsen. Dieser Reichthum brachte uns sogleich auf Deinen Namen; denn Thoms hatte Dein reiches Geschenk in Bern bei dem gestrengen gnädigen Herrn sowohl gebraucht, daß Fähr, Haus, Grund und Grat, wie man hier sagt, sein Eigenthum war. Und bei Deinem Namen, o mein Ferdinand! fiel mir ein, daß Du von mir gar nichts wüßtest, gar nicht, welche Königreiche, welche Kronen, Edelgesteine, welche Himmel das gütige Geschick auf mein Haupt schüttete. — Das alles will ich nachholen, und so lange will ich hier auf dem Fährhause bleiben, bei Marili und Thoms, und will Dir mein Lob, und Danklied auf das Geschick schreiben. Strassburg also! Ich bin froh auf wie die Lerche,

mit dem Namen, wie ein



Ferdinand; aber ich heiße nicht Perche, sondern Schleicher, ein verdammter Name, ein verdammter Name, den mein Vater wie die Erbsünde geerbt, und wie die Erbsünde gehaßt hatte. Seit ich ihn aber habe, in's Kirchenbuch eintragen lassen, unter Glockengeläut, und dem Donner von zweihundert Kanonen, wormit der Tod auf einer Schlachtfelde eine Viertelstunde von uns wüthete, wogegen ich und meine Frau, denen der Priester eben die Worte: „Seyd fruchtbar und mehret Euch!“ vorlas, eine klägliche Figur machten; seitdem mag den Namen Jeder wissen, also auch Du.

Ich also Marzellus Schleicher — denn den Namen Marzell gab mir mein Vater, weil der römische Marzell das Schwerdt hieß, und sein Kollege Fabius, der Schleicher — ich also kam in Straßburg an, um der Rheinquelle entgegen zu gehen. Wie die Lerche war ich früh auf, um oben auf der Gallerie des Münsters die Sonne in meinem Vaterlande aufgehen zu sehen.

Am Abend wieder, um in Frankreich,  
wo alle Sonnen untergegangen waren,  
auch die Sonne der Freiheit, die Abends-  
sonne, untergehen zu sehen.

Ich treffe in der Hälfte Gesellschaft,  
eine ältliche Dame, zwei junge Mädchen,  
einen Herrn und den Küster als Führer,  
der mich wie einen alten Bekannten ein-  
pflanz, denn wir hatten den Morgen viel  
Spaß allein gehabt.

Mutter und Vater scheuten die steilen  
Treppen. Der Küster gab mir die Schlüs-  
sel, die beiden jungen Mädchen hinauf zu  
führen. Man hielt mich für des Küsters  
Gehülfe.

Ein Paar Treppen höher öffnete ich  
ein Fenster, und zeige den beiden Mäde-  
chen die Reiche der Welt.

Die Eine, es war die Jungfer, wird  
von dem Anblick schwindlich. Sie erklärt,  
daß sie nicht höher hinauf kann. Sie  
will hier ihr Fräulein erwarten.

Ich und das Fräulein steigen höher,  
immer höher. Ich öffne die kleine Pfor-  
te, die auf die Gallerie führt. Wir tre-

ten hinaus, vierhundert Fuß über dem  
Menschenneste unter uns. Sie schlang ih-  
ren Arm um meinen, und sagte: „Ich ha-  
be auf den Alpen gestanden, und hier zit-  
tere ich mehr?“

„Auf den Alpen standen Sie auf ei-  
nem Thurme, den die Allmacht Gottes  
fest gegründet hatte, hier auf einem  
schwankenden Obelisk menschlicher Kunst.  
Ich denke, das ist's.“

Sie trat schwankend, und an meinem  
Arme sich haltend, einen kleinen Schritt  
vorwärts, und sagte: „Es ist seltsam!  
Sie könnten mich doch nicht halten, sank  
ich.“

„Das kann der Mensch nie; aber es  
ist gut, daß der Mensch bei Menschen Hülf-  
fe sucht, Hülfе erwartet, das schöne Band  
zwischen Mensch und Mensch!“

Sie sah mich lächelnd an. Ich sollte  
ihr nun die Städte und Länder nennen.  
„Ich bin hier fremd, wie Sie.“

„Was ist's denn auch mehr, die Na-  
men zu wissen? — Der Anblick hinab ist  
furchtbar schön.“

„Hinauf nur schön. Ich stand unten.“

„Wie überall. Der Blick hinauf in die schöne Kindheit, in die schöne Zukunft.“

„Freilich, wenn der Blick hinauf geht. Der Blick hinab in's Grab, in die dunkle Zukunft ist eben so furchtbar.“

„Ich schaue hoch hinauf, wenn ich in die Vergangenheit oder in die Zukunft sehe.“

„So wäre die Gegenwart ein Unten.“

„Mich dünkt, man könnte so sagen. In dem Jetzt sind wir von unsern Thorheiten, von verkehrten Wünschen, von der Leidenschaft umgeben, die uns unten auf der Erde fest halten, für die Zukunft haben wir höhere, schönere Vorsätze.“

„Und aus der Vergangenheit vergessen wir wie den Schmerz, so unsre Thorheiten.“

Sie sann nach, und sagte versichernd:  
„O gewiß, so ist's! Wie hier die Gegend. Man sieht nur die Weinberge, die Kornfluren, die schönen, ruhigen Dörfer, die stolzen Städte; aber die Herzen, die zwis-

sehen hier und den blauen Bergen dort an der Gränze unruhig und unter Quaaalen schlagen, sieht man nicht.

Das ist's, Ferdinand, was mich immer rührt, so oft ich's denke, und eben kündigt ein Kanonenschlag von der Festung einen Deserteur an, und ich höre die Angstseufzer des unglücklichen Flüchtlings, den der Donner des Geschüzes Meilen weit voreilt, ehe er die Gränze erreicht hat.

Sie wurde mit jeder Minute dreisser. Sie stellte sich mit mir an die Gallerie, und schaute hinab, und wieder nach der Sonne, die immer tiefer auf das Gebürge sank.

Dann sank sie, und streute ihr Gold an den Himmel, und über die verschwindende Erde deckte sie einen Nebelschleier, Mächte und den süßen Schlaf. Wir gingen hinab.

„Unten auf der Erde,“ sagte sie mir freundlich, sehr freundlich, sehr freundlich: „Leben Sie wohl, mein Herr! Jetzt sind wir unten; aber ich stehe noch hoch,

und das will ich Ihnen lange danken. Denn Mütterchen,“ sie wendete sich zu der lächelnden Mutter — „ich war mit dem Herrn auf einer schönern Höhe, als jene. Leben Sie wohl!“

Sie gingen, und alles verschwand nach und nach in die Nebel der Vergessenheit, aber nicht die freundlich schönen Züge ihres Gesichts. Der Vorhang fiel.

Also Straßburg. Dieser erste Liebeshandel kam, so bald ich wieder allein war, in einen recht guten und raschen Gang. Der Name Fräulein, den ich von dem Mädchen gebrauchte, hieß natürlich in Straßburg Mademoiselle, sogar von dem Küster, der noch ein orthodoxer Republikaner war, citoyenne. Eine schöne Nacht kam dazu, und der Ort, wo ich schlief, noch mehr; denn ich schlief mit ihr unter einem Dache, und das heißt für einen jungen Menschen, der noch nicht so viel Worte, als der Araber für das Wort: Schlange, hat, mit einem fremden Mädchen geredet hatte —

Das heißt, an ihrer Seite schlafen, jeden Athemzug behorchen, jeden Traum.

Meine Mutter hatte von der Liebe die Allererhabenste, ätherischste Meinung, ob sie gleich ihrer ersten Liebe ungetreu geworden war. Mein Vater, der zuweilen sogar den Verstand Instinkt nennen konnte, hatte eine etwas derbe Meinung von der Liebe. Ich hatte meines Vaters Meinung angenommen; aber in dieser Nacht bekehrte ich mich zu dem Glauben meiner Mutter, der ich auch zum Sprechen ähnlich sehen soll.

Ich trat also in dem Wirthshause auf dem Borsaal an ein Fenster, um noch ein Lebewohl von ihren Lippen zu erhaschen, und damit wie mit einer Kaiserkrone in die Welt zu gehen. Ich verwünschte einen Mann im schwarzen Hocke und mit einem bleichen Leichengesicht, der schon den ganzen Tag vorher mir überall begegnete, mich anstarrte, mich anredete, und dem ich aus dem Wege lief, eben weil er mich suchte. Ich hielt ihn kurz ab für einen Spion der Polizei, obgleich ich nicht bes

griff, wie ein Spion zu diesen ehrlichen Zügen gekommen war.

Man ist nie grimmiger, als wenn man eben zu weich, zu fromm, zu heilig ist. Ich fuhr das bleiche Gesicht an mit Blick und Wort. Er verbeugte sich sanft und ging in das Zimmer, wo meine Göttin war. Dann öffnete sich die Thür, und ein Mönch, an seinem Arm eine alte Dame, hinterher der Schwarze mit des Mädchens Mutter, dann Vater und Tochter, gingen ohne mich zu sehen, hinab, stiegen in zwei Wagen, und fuhren ab. „Ich komme nach!“ sagte der Schwarze am Wagen, und er kam zurück. Des Schwarzen Gesicht verwandelte sich sogleich in das Gesicht eines Heiligen. Ich stand ihm Rede.

Er hatte es mit mir, ich mit ihm. Wir suchten Beide die Brücke zu unsrer Frage.

In dem Augenblicke kam ein Neger rasch auf ihn zu, und sagte englisch: „Die Tochter kommt; ich konnte sie nicht abhalten.“ Da lag ein Mädchen zu des

Sytons Füßen, umklammerte seine Knie, und stammelte nur unter heißen Thränen und schmerzlichen Schluchzen die Worte: „Mutter! wohlthuende Seele! Engel des Himmels!“

Er zog sie empor, und legte seine Hand auf ihren Mund, und bat sie, zu schweigen. Er zog sie in sein Zimmer.

„Wer war das Mädchen?“ fragte ich englisch, so gut ich konnte.

Mit einer Art von Hoheit antwortete der Decker: „Eine sehr Unglückliche, die ein Mensch beglückte. Ein Mensch, mein Herr!“

Nach einigen Minuten kam das Mädchen aus dem Zimmer mit ihm. „Ich komme gewiß!“ sagte er ruhig — „grüße Deine Eltern, mein Kind! Nun geh!“

Er ließ Frühstück bringen, und mit einer Bewegung bat er mich in sein Zimmer.

Ich reichte ihm die Hand, und ging mit ihm, rasch entschlossen, ihm auf jede Frage zu antworten.

Er fragte: „Sie sind ein Mahler, höre ich vom Wirthe, und wollen nach Italien? Wenn das ist, so gehe unsere Reise zusammen.“

Ich lächelte.

„Sie scheinen Mißtrauen zu fühlen. Mich zog ihr Gesicht an, junger Mann. Ich habe einen Kopf, als hätten Sie zu ihm gefessen, den Kopf eines Künstlers, den ich sehr hochachte.“

Er zog aus einer kleinen Mappe ein Quartblatt, hielt mir's hin. Es war der Kopf meines Großvaters, von meiner Mutter gemahlt.

„Das ist mein Großvater!“ rief ich erstaunt. „Der Kopf ist von meiner Mutter.“

Meine Antwort erschütterte ihn auf's Allerheftigste. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich fragte er: „Waldur?“

„Waldur oder vielmehr Walduro. Sie kannten ihn?“

„Wohl, in Kassel.“

„Wie aber kommen Sie zu diesem



Bilde? Das kann nur erst nach seinem Tode gemahlt seyn.“

Er sah mich starr an, und fragte, ohne zu antworten: „Ihre Mutter lebt?“

„Sie lebt.“

„Wer ist Ihr Vater?“

„Er ist todt.“ Ich nannte meinen Namen.

Es war, als fäße ihn eine tödtliche Erschütterung nach der andern. Er redete, und wußte nicht, was; er fragte, und wußte nicht, was. Ich sah wohl, ihn bewegte etwas Anderes, als der Kopf meines Großvaters; aber ich mochte nicht fragen, was ihn bewegte. Aber wie hatte ich dieses blasse schöne Gesicht mit diesen edlen Zügen nur einen Augenblick lang für das Gesicht eines Spions nehmen können.

Er hat mich auf den Mittag zu Tische, und ging.

Mittags erzählte er mir recht wahrscheinlich, wie er zu dem Kopf meines Großvaters gekommen war; aber seine

Beweis

Bewegung hob wieder an, wenn ich von meinem väterlichen Hause erzählte. Er wollte sich mit Gewalt halten, das sah ich; aber es überraschte ihn dennoch immer wieder. In unserm Hause spukte ohne hin eine Begebenheit, über die meine Mutter bald lächelte wie ein Engel, bald weinte; aber Thränen einer himmlischen Ruhe. In dieser Geschichte der Vorwelt kamen die Namen Albert und Dron ten vor; aber mein Mann heißt Schwarz, hatte meine Mutter nur als Kind gekannt, und in der That erzählte er mir aus ihren Kinderjahren von der Liebe, von der Erziehung ihres Vaters so viel Kleinigkeiten, die ich kannte, daß ich ihm glauben mußte. „Es wird sich finden,“ dachte ich, und schwieg.

Auf zwei Briefe, die ich nach Hause schrieb, erhielt ich keine Antwort. Der Krieg hatte die Sicherheit der Posten zer rüttet. Schwarz trieb mich, aufs neue zu schreiben. Ich schrieb an den Sohn des Oberförsters bei Werneberg. Die Antwort kam. Meine Mutter war todt.



Meine Schwester mit einem Herrn Herold abgereist, man wußte nicht, wohin.

Der Brief erschütterte ihn und mich.

Ich fing an, diesen edlen Menschen zu lieben, obgleich er niemals lächelte. Er that allen Menschen wohl; was ging mich sein Lächeln an? Aber ich konnte nicht länger bei ihm bleiben. Es war unmöglich. Wohin er kam, suchte ihm sein Neger, der ihn unbeschreiblich liebte, irgend einen Unglücklichen auf, dem er half. Ich sah zu, griff zu, wo es Noth that. Aber das hielt uns auf.

Wir redeten ab, uns in Rom wieder zu treffen.

Er wollte mir Geld aufdringen. Ich schlug's aus. Das hieße, das Geld den Unglücklichen stehlen. Ich habe meinen Pinsel, und damit gut. Wir gingen auseinander. Ich in die Schweiz, er zurück. Von dem Mädchen, mit dem ich auf dem Strassburger Münster stand, ersuhr ich nichts.

Ich hatte nicht das Herz, ihn zu fragen. Ich hatte meiner Mutter Meinung von der Liebe.

### Das Fährhaus bei Stille.

Das Alles weißt Du, Ferdinand. Es war mein zweiter Liebeshandel, der eben so stumm wie der erste geführt wurde. Marili! Sie nannte mir einen Abend den Namen Thoms, den Freund ihres Bruders. Die Mutter setzte hinzu: „Und Marili's Verlobter!“ Thoms kam, und löste mich ab. Und hier sitze ich jetzt wieder, und schreibe Dir. Nun kommt das Kapitel mit der Ueberschrift: „Ferdinand oder die Freundschaft oder die erste Liebe am Garda.“

Ich streifte da umher weit und breit, wie es meine Sitte ist, bald an der stürmenden Etsch, bald ließ ich mich über den



schönen See sehen, und streifte froh und lustig zwischen den Nebenhöhen hin. Eine Villa, die mit ihrem Portikus von weißen Säulen auf einem grünen Hügel stand, die wir aus unserm Fenster sehen konnten, zog mich immer an. Oft sah ich durch das Weinlaub unter der Halle ein Mädchen sitzen. Aber es diente mir nur zu einer Zeichnung. Aber auf einmal kam mir der Mönch, der mit dem Mädchen von Straßburg abgefahren war, entgegen. Ich erkannte ihn sogleich. Er ging vors über, ohne mich zu sehen.

Da ging ich unter dem Schuß von dichtverwachsenen Delgärten der Halle näher, und das Mädchen von Münster saß unter der Halle.

Es war, als sähe ich sie hier jetzt zuerst. Ein Kind spielte um das Mädchen her, trug ihr Blumen zu, pflückte Blüthen von der im Kreise stehenden Orange rie, die in den Blumenkranz sollten, den sie für das Kind flocht. Und dann setzte das Kind dem Mädchen den Blumenkranz in die goldenen Locken.

Der Maler hat mehr Pforten, als  
Ihr, wodurch die Liebe in das Herz ein-  
zieht. Ich hätte das Mädchen, und wäre  
kein Münsterthurm in der Welt, schon um  
der schönen Gruppe lieben müssen, die sie  
mit dem Kinde machte. Ich zeichnete die  
Gruppe auf's Papier und zugleich das  
Bild des schönen Mädchens in mein Herz.  
Die Halle mit den Säulen, als wäre es  
ein Vestaltempel, und sie die keusche  
Priesterin der Westa, that das ihrige auch.

Lache, so viel Du willst; aber liebst  
Du einst, so rechne nach, wie viel die  
Draperie eines Mädchens der Liebe des  
jungen Herzens hilft, und was die Phanta-  
stie aus der Kleinigkeit hervorbildet.

Ich saß, ich zeichnete sie in tausend  
Stellungen; ich träumte, ich phantasierte,  
ich war in mein Dicht von Nelbäumen  
gebannt.

Ich zeichnete nun einen Morgen, ehe  
das Mädchen da war, die geliebte Villa,  
diesen Tempel der Liebesgöttin, die Berge  
dahinter, ich legte mit dem Pinsel die  
Wolken an, den Theil des Sees, der

die Villa zu umgeben scheint, einen einzelnen Fischernachen, das Gold der aufgehenden Sonne, das auf dem See wie eine Morgenröthe schwamm. Alles gelang mir; denn das Mädchen begeisterte mich.

Da bewegt sich ein Schatten auf meinem Papiere, ich sehe zurück, und der Mönch aus Straßburg steht hinter mir, und sieht mir über die Schultern.

„Bravo, Signor!“ sagte er, und hob sogleich an, über die Zeichnung mit hellem Verstande zu reden. Er redete von dem schönsten Schaupunkte auf den See, führte mich durch die Laubgänge weiter, einen Hügel hinan, wo ich unter dem Dache von Piniten die ganze Familie sitzen sah. Das Mädchen war meine Geliebte aus Straßburg. Der Mönch stellte den jungen Künstler vor. Niemand erkannte mich wieder, als das Mädchen; denn sie erröthete über und über.

Man nahm mich mit einer warmen Freundlichkeit auf. Meine Seele war gepreßt voll von der Erwartung, wie es en-

den würde. Der Mönch zeigt meine Zeichnung. Man redet darüber mit viel Geschmack. Die Mutter des Mädchens streckt die Hand nach meiner Mappe aus, mit der freundlichen Frage; „Darf ich?“ In der Mappe lag die Gruppe von dem Mädchen mit dem Kinde unter den Säulen. Das Gewissen schlug mir. Aber ehe ich antworten konnte, war das Blatt schon in ihrer Hand.

„Sehen Sie, Signor,“ rief die Mutter mit einer arglosen Freundlichkeit — „hier ist mehr als Baum, Wasser und Luft. Hier ist — der wahre Künstler. Minna mit der Kleinen im schöner, unschuldigen Spiel. Sehen Sie.“

Da hatte ich ihren Namen Minna. Die Mutter reichte ihrer Tochter die Zeichnung, und mir die Hand. Des Mädchens Röthe wurde noch dunkler. Sie verbarg ihre Röthe hinter der Zeichnung. Man nahm die Zeichnung nur von der Seite der Kunst, als wäre keine andere möglich.

Man meldete in diesem Augenblicke

einen Fremden. Die Mutter bat mich, den Mittag bei ihnen zu bleiben.

Der Mönch führte die Alte, die mit großer Feinheit über die Gruppe geredet hatte. Der Vater führte die Mutter. Der Weg war schmal. Ich ging neben Minna.

„Treten Sie auf jenen Hügel,“ rief der Mönch mir zurück — „da ist der Punkt, den ich meinte. Minna, führen Sie ihn.“ Ich ging plump, stumm und gedankenlos neben dem Mädchen her. Ich sah nur, wie ein Fuß nach dem andern unter dem Kleide hervorkam, und ich hätte mit ihr das Leben durchgehen können, ohne je mehr von ihr sehen zu wollen, als diese Bewegung.

Wir waren auf dem Hügel. Sie machte mit dem schneeweißen, runden Marsmorarme einen Bogen, und sagte deutsch, obgleich bis jetzt kein Wort deutsch geredet war: „Sehen Sie, wie schön!“

Jetzt war ich gewiß, sie hatte mich wieder erkannt.

Wir standen stumm da, stumm; wir

wären, glaub ich, da versteinert, wenn nicht das Kind den Namen Minna laut gerufen hätte.

Minna antwortete. Das Kind kam heran.

„Ich habe Dich überall gesucht, Minna!“ rief das Kind. Sie nahm das Kind an die unruhige Brust, und nach einigen Minuten waren wir auf dem Rückwege. Das Kind machte die Unterhaltung, die war italienisch. Da wir in den Saal traten, fragte der Mönch: „Nun, Minna, was sagte der Künstler?“

Sie sah mich verwirrt an, und sagte doch lächelnd, daß ich den Lieblingspunkt ihrer Mutter am schönsten gefunden hätte, den abgebrochenen Felsen im Busen des Sees mit dem Dörfchen in der Schlucht.

„Sehen Sie, Speroni, daß ich ein Auge habe,“ sagte die Mutter. Ich hatte nicht Fels, nicht Busen, nicht Dorf gesehen.

Und doch konnte meine Verwirrung aller Gefühle, und Gedanken gegen die

feine, anspruchlose Freimüthigkeit dieser Menschen nicht fortbauern. Das Gespräch lief heiter und ernst fort. Jeder nahm Theil. Selbst das Kind nahm seinen Theil am Gespräch, und fand freundliche Zuhörer.

In der That, es war, als wäre ich in eine andere Welt verschlagen, die ich nicht möglich geträumt hatte.

Die Mutter sagte Minna über mich etwas in deutscher Sprache. „Ich bin ein Deutscher, Signora!“ fiel ich schnell ein.

„Sehen Sie, sehen Sie, Speroni, daß auch Deutsche —“ rief die Mutter lebhaft.

„Er ist in Italien erzogen, will ich wetten, und die Züge dieses Gesichts.“

Ich sagte ein Paar Worte über meine Abstammung, daß der Pinsel mein Gewerbe sey.

Das brachte nicht die geringste Veränderung hervor. Ich war ein gebildeter Mensch, das war hier genug.

Am Abend brachte mich Minna

und das kleine Mädchen, das sie immer begleitete, an den Nachen.

Sie erwähnte nicht mit einem Wort unserer alten Bekanntschaft aus Straßburg. Ich eben so wenig; und doch hatte sie ihre ganze Ruhe wieder.

Da ich in den Nachen stieg, rief sie mir auf einmal nach: „Ich hoffe, wir werden Sie oft und bald wiedersehen!“

Ich erschrak, da ich am andern Ufer war; denn ich wußte von nichts. Ich ging in tiefen, unruhigen Gedanken irre. Ich blieb die Nacht im Freien. Ich träumte von einer seltsamen Zukunft, von irdischen Götterthronen. Da aber die Sonne mich aus meinen halb wachen Träumen erweckte, stürzte die Welt, die ich, aus Träumen gebaut, zusammen, und mir blieb nichts, als die gewöhnliche Welt. Es war eine reiche Familie; denn ich hatte Bediente gesehen, eine Jungfer, einen reichen Tisch, die Sitten, zwar die schönen Sitten, aber einer vornehmen Welt; und ich? ich? Ich warf einen kalten Blick hinüber auf die Säulenhalle.



„Der Mensch hat Unrecht,“ sagte mein Vater — „daß er wie die Griechen die Insel der Seligen bis an die Enden der Erde legt. Man hat sie vor den Füßen. Man steht mitten darin, wenn man will! Meine Insel der Seligen lag nun gar nicht auf dieser Erde. Ich beschloß, nicht wieder hin zu gehen; und hätte ich einen Nachen gefunden, so wäre ich noch denselben Morgen wieder hinüber gefahren.“

Du fragtest den Tag, was mich so beunruhigte.

Ich that den Tag über dieselbe Frage hundert Mal mir selbst. Ich schwor hundert Mal, es wäre Liebe, die reinste, ätherischste Liebe, die wie ein Blitzstrahl trifft und zündet. Eben so oft schwör ich, es wäre nicht Liebe. Und den dritten Tag war ich hinüber, weil sich zwischen den Säulen etwas Weißes sehen ließ. Man hatte mich gestern schon erwartet; „dein nächster Nachbar jenseits des Bachs,“ sagte die Mutter, und zeigte auf den See — „muß täglich vorfragen.“

Von meinen Betrachtungen war mir  
etwas übrig geblieben, was einer Auf-  
passerei ähnlich sah. Aber sie blieben sich  
gleich, alle diese Menschen. Man redete  
über den Kastengeist des Menschen mit  
Mitleiden, über das Glück des Lebens so,  
daß Drogerees nichts daran zu tadeln  
gehabt hätte, und meine Insel der Selts-  
gen rückte mir immer näher.

Minna ging so frei mit mir um,  
verberg, verhehlte nichts, kein Lächeln,  
keinen Blick. Sie zeigte mir auf eine  
Bitte ihrer Mutter ihre Zeichnungen.  
Die Mutter begleitete uns auf ihr Zim-  
mer. Ich sah, Die Mutter bat mich,  
so lange ich hier wäre, sie zu lehren.  
Minna sah mich an, und ich sagte Ja.  
„O das ist schön; denn nun dürfen Sie  
nicht mehr ausbleiben.“

Sie gewann ihre ganze unschuldige  
Freundlichkeit wieder, und in dieser ganz  
arglosen Unschuld sagte sie mir zutraulich,  
daß sie mich auf den ersten Blick wieder  
erkannt hätte. „Ich habe viel, recht viel

an unser kleines Gespräch da oben auf dem Wänster gedacht.

Das war das erste Mal, da Blick auf Blick ruhte, und da in meiner Seele eine schönere Empfindung aufstieg, als alle, die ich bisher meine himmlische Liebe genannt hätte. Es war Liebe, aber nicht Eigenliebe; es war, da ich ihr in das klare Auge sah, womit sie mir die Worte sagte, der ruhige, schöne, feste Wunsch, sie beglücken zu können, und müßte es auch auf Kosten meines eigenen Glücks geschehen. Ich liebte in diesem Augenblicke ein menschliches Wesen, mit der reinsten Un-eigennützigkeit. Dachte davon etwas aus meinem Auge hervorstrahlen — denn ich wendete meinen Blick vertraulich auf ihr Auge — ein kleiner Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust los, und sie setzte noch unschuldiger hinzu: „Recht viel und oft! Und es war, als wüßte ich gewiß, wir würden uns einmal wiedersehen! und meine Ahnung hatte mich auch nicht betrogen!“

Wir wendeten wieder die Blicke auf einander. Ich weiß gewiß, in diesem Augenblicke ergachte in ihrem Herzen ein Gefühl, meinem ähnlich; aber was es auch war, und es war Liebe; Du hast Dich dieses reinen menschlichen Gefühls nie schämen dürfen, Minna!

Von diesem Augenblicke an lag meine Insel der Seligen unter meinen Füßen; nicht jene Zauberinsel voll Myrthenhaine, in welchen die Seufzer und Küsse der Liebe rauschen; sondern ein ruhiges Land ohne Stürme, der reinsten und heiligsten Liebe geweiht.

Sieh, ich verlor alles Mißtrauen gegen ihre Verwandten. Ich ging mit ihr, allein oder in Begleitung des Kindes. Ich machte unter den Säulen, wo ich am liebsten mit ihr war, weil ich sie zuerst da gesehen hatte, Musik mit ihr; ich schwamm mit ihr auf einer kleinen Gondel auf dem See. Wir hielten in jeder überhangenen kleinen Bucht, ließen das Schiffchen von den Wellen schaukeln, und

füllten den See mit unsern Gesängen oder unsre Herzen mit vertraulichem Gespräch. Ja, ich liebte sie, liebte sie mit feuriger Gewalt, obgleich ich jetzt von ihren Verwandten und von meinen Hoffnungen auf ihre Lebensansicht eine andere Meinung hatte, als vorher. Denn es konnte mir nicht entgehen, was ich anfangs warme Weisheit des Lebens nannte, war nichts als die glänzende Farbe, womit sie das Leben nachahmten. Ihre Philosophie war ein feiner Egoismus. Sie wollten glücklich seyn, sie. Sie befestigten sich in einem, von allen Menschen abgesonderten Kreise, um nicht von dem Unglück berührt zu werden. Sie waren nicht böse, sie waren nur kalt. Ihre Philosophie hatte mit hundert Vorurtheilen auch das Ueberirdische als ein Vorurtheil, was das Leben stört, mit weggeworfen. Sie waren gute Menschen; o, wer könnte das läugnen? Gut genug, um den Augenblick zwischen Wiege und Sarg zu erheitern. Dem wurden alle Opfer gebracht, alle; den todten Götzen brachten sie die schönsten

stelt Gaben des Lebens zum Opfer. Nur Minna's Mutter hatte ein warmes Herz behalten, das oft — ich sah es — vor der kalten, eiskalten Philosophie des Mönchs zurückschauderte, und vor ihrer Tante, die sein Wiederhall war, weil sie seine Geliebte gewesen. Die edle Mutter trat wie ein zürnender Cherub vor das Herz ihrer Tochter, das der tödtliche Frost Speroni's wie eine schöne Blüthe berühren wollte. Sie war der Lebenshauch in der Brust ihrer Tochter. Minna's Vater war Obrist, der beste von allen. Er machte aus seinem Vorurtheil über seinen Rang kein leidiges Spiel.

Das alles überlegte ich, da Speroni einmal mit einer Eiskälte zu mir sagte: „Die Natur ist reich an Freude. Sie theilt sie nur, wie eine weise Mutter in kleinen Theilen, uns Heute, Morgen und so fort, zu. Wir sind wie die Kinder, welche die ganze Freude auf einmal haben möchten, um sie auf einmal zu verzehren. Man will eine Aspasia zur Gelieb-



ten; eine Porzia zur Frau, einen Py-  
lades zum Freunde, Plato zum Leh-  
rer, ein Porosi seine kleinen Rechnun-  
gen abthun, einen brennenden Besuv sein  
Töpschen mit Erbsen kochen. Man hält  
seine thörichten Wünsche für Rechte, und  
das Pochen des unstillen Herzens für un-  
trügliche Orakel.“ Er legte lächelnd bei  
diesen Worten seine Hand auf meine Brust.  
Man bedenkt nicht, daß alles ver-  
schwindet.

Hm! Ja, mein Herr Speroni.  
Ich ließ mir das gesagt seyn! Da ich nun  
sah, daß mit jedem Tage die schönste Lie-  
be aus Minna's Herzen, wie der gold-  
ne, geflügelte Schmetterling aus seiner  
Hülle, sich loswand, und ich meine Liebe  
zu dem theuren, unschuldigen Engelsmäd-  
chen recht oft mit meinem Recht auf sie ver-  
wechselte, und da in dem wilden Sturme  
dieser Gedanken ich an's Ufer des Sees  
hinabging, dem Fischer zurief, der mich  
hinüber fuhr — der alte Mann zeigte  
mir die hohen Wellen des Sees, und sagte:  
„Es geht nicht, Herr!“

„Ich muß hindurch!“ sagte ich  
trotzig.

„Sie müssen nicht, lieber, guter Herr!  
Sie müssen nicht! Der Nachen ist zu  
schwach. Gehen Sie hinauf nach der  
Barke.“

„Wenn ich nun dennoch müßte, Al-  
ter,“ sagte ich, auf meine Gedanken an-  
spielend — „wenn ich dieses Leben retten  
müßte?“

„So müßten Sie freilich Ihres wa-  
gen; aber nicht meines, nicht ein frem-  
des! Aber Sie scherzen wohl nur?“

Ich setzte mich auf eine Höhe, und  
des Alten einfache Worte: „Aber nicht  
fremdes Leben dürften Sie wagen!“ tön-  
ten in meiner Seele.

O, ich dürfte nur zurückkehren; denn  
Winna stand über mir auf der Höhe,  
ihr Flügel suchte mich — ich dürfte nur sie  
an meine Brust drücken. O, diese schöne  
Liebe in ihrem stillen Herzen hätte meine  
Wünsche zu heiligen Rechten gemach-  
t. „Aber ein fremdes Leben dürfen Sie nicht  
wagen!“ sagte der Alte.



Ich ging hinauf zu ihr. Ich führte sie auf den schönen Höhen fort. Auf dem nördlichen Theile des Sees ruhte ein Gewitter, der Sturm peitschte die Bogen, der Donner hallte in den fernen Bergen. Ich ging mit ihr in dem Sonnenscheine der Natur und einer heißen Liebe. Ihr Arm war um meinen geschlungen, ihr Auge ruhte in meinem Auge. Ich genoß mit ihr zum letzten Mal die ganze Fülle der menschlichen Seligkeit, und ich wurde ruhiger. Ich kehrte mit ihr zurück. Wir waren allein, die übrigen waren zum Besuche in der Nähe.

O, wie schön war sie! wie unschuldig! wie zutraulich! wie warm! Ich spielte mit ihr eben so kindisch und unschuldig, wie mit dem kleinen Mädchen, das bei uns war. Spielend schnitt ich ihr eine Locke von ihrem Haupte. Sie band mir sie mit einem Goldfaden zusammen, und so wurde es Abend.

Die andern kamen zurück. Speroni ging, wie gewöhnlich, in der kühlen

Abendluft am Strande des Sees. Ich nahm Abschied, und kam zu Speroni.

„Herr Speroni,“ sagt ich — „ich liebe Minna! Ich liebe Minna mit der ganzen Leidenschaft der Jugend und eines unentweiheten Herzens.“

Er sah mich lächelnd an: „Ich finde das natürlich, lieber, junger Freund. Ich hoffe, ich bin der erste, dem Sie das sagen.“

„Ja! Sie werden es auch nicht unnatürlich finden, wenn ich von Minna sage, daß sie meine Empfindung theilt.“

„Gar nicht! Mich verlangt nur, zu wissen, warum —“

„Ich mit Ihnen darüber rede? Ich halte Sie alle für nicht gewöhnliche Menschen.“

„Sie thun unrecht daran. Das Ungewöhnliche ist selten, wenn es überall ist. Ich schätze Sie, ich ehre Ihren Charakter, ich kann sogar eine sehr schöne Freude an der Wärme Ihrer Phantasie haben, und wäre Minna meine Tochter — in der That, junger Mensch, Sie würden glück-

lich seyn. Aber sie ist die Tochter des Obrist Rauch.“

„Das heißt, ich hoffe vergebens.“

„Das heißt's! Ja! In dem härtesten Sinne des Wortes.“

„Und selbst nicht seiner Tochter Glück —“

„Er glaubt nicht daran, mein Freund. Minna's Mutter liebt, liebt, wie Sie. Die Frau von Bern nahm diese Liebe in ihren Schuß gegen ihre Grundsätze; auch ich! Die Umstände waren viel besser. Ein stolzer Oheim trennte die Liebenden, die Geliebte mußte ihre Hand dem Herrn von Rauch geben; und sie wurde glücklich, und ihr Gemahl wurde glücklich! — Minna's Mutter achtet Sie, und Ihre Liebe und Minna's Liebe könnte sie leicht wieder an ihre Jugend erinnern — könnte — aber ihr Gemahl — Ich muß Ihnen alle Hoffnung nehmen, alle, auch die kleinste. Sie können nur den Frieden einer glücklichen Familie stören; denn ich weiß ja, wie mächtig diese Leidenschaft ist. Sie müssen

wissen, wie viel Recht Ihnen eine Leidenschaft gibt, die nur die Gewalt zu ihrem Bändergenossen machen kann, und eben darum alles, selbst der Geliebten Glück auf das Spiel setzen muß."

Sieh, Ferdinand, und von Recht und Unrecht nicht ein Wort!

"Herr Speroni," sagte ich kalt —  
"Sie werden dann wohl einen Vorwand erfinden können, der mich entschuldigt, daß ich ohne Abschied abgereist bin."

"Wie? edler, edler Mensch!" Er breitete seine Arme aus. Ich trat stolz zurück, und sagte: „Dächte ich über das Leben, wie Sie, so würde ich gethan haben, was mir nützlich schien, und ich würde wie Sie gesagt haben: „Der Schmerz der Eltern ist vergänglich wie die Freude, und das Zerreißen des Mutterherzens ist nichts, als das Niederfallen der Blätter der Sensitive. Nur Geduld! wie meine Liebe aufhören wird, wird auch ihr Schmerz aufhören.“ Dies sind sogar Ihre Worte, Herr Speroni. Ich aber achte das

Recht des Vaters, so hart er es auch ausdehnt. Und so leben Sie wohl!"

Ich bückte mich, und dahin flog ich zu dem Alten. Der See war spiegelglatt, er setzte mich über.

Das war den Abend, da wir abreisten.

Wir waren in Rom. Du gingst, ich blieb. Ich hatte dem bleichen Gesichte aus Straßburg auf's Neue in einem Briefe versprochen, ihn in Rom zu erwarten.

Er kam. Er zog zu mir in meines Großvaters Haus, auf Dein Zimmer.

Mit einem geheimen Grauen sah ich, daß dieser Mensch sein Leben in meines fest hinein umspalte, sein Leben von einem dunkeln Graue überschattet, und aufgezehrt. Aber es war, als wäre ich das Wesen, was seinen bösen Dämon hängen konnte. Mein Gespräch, mein Gesang, meine Kunst, die Erzählungen aus meinem väterlichen Hause erheiterten ihn. Sein Meger, der über zwanzig Jahre bei ihm

war, betete ihn an, als das wohlthätigste Wesen, das je die Erde getragen.

Er war reich, sehr reich. Er hatte in Westindien reiche Plantagen, und an Missuri große, reiche Landstrecken des fruchtbarsten Landes. Das erzählte sein Neger.

Ich stand beständig vor diesem bleichen Gesicht, wie vor dem Eingang einer dunkeln Zauberhöhle. Er sah mich an mit Blicken, die ein furchtbares Geheimniß ankündigten. Jetzt wollte er reden, jetzt. Er umarmte mich mit stummem Schmerz, und die Höhle verschloß den Unglückseligen Schlund wieder. Er hatte et was mit mir, das sah ich wohl. Was es seyn konnte, sah ich nicht.

Da hatte sich das Blut und Flammenmeer des Kriegs nach Rom gewälzt. Die Stadt war verödet, unsre Landsleute waren geflohen. Die schönsten Kunstwerke des Pinsels und des Meißels wurden eingepackt, und nach Paris gesandt. Die Gallier hatten zum zweiten Mal Rom, und das Capitolium dazu.

Mich verlangte weg aus diesem blutigen Sturm der fürchterlichen Herrschsucht.

Ich packte meine Zeichnungen ein. Schwarz — habe ich Dir den Namen des bleichen Gesichts schon genannt — so hieß er — half mir.

Ich suchte Minna's Kopf, den ich tief unter andern Zeichnungen vergraben hatte. Ich fand ihn. Ich warf zärtliche Blicke auf das liebliche Gesicht.

„Minna!“ sagte er langsam, ohne Bedeutung, den Kopf betrachtend. „Sie haben sie am Garda wiedergesehen!“ setzte er hinzu, ohne Bedeutung wieder.

„Sie wissen —“ fragte ich.

„Von Speroni, Ihre Liebe zu dem theuren Mädchen, Ihren Abschied, und den Gram des Mädchens, der nicht so vergänglich ist, als Speroni mit dem erkälteren Herzen rechnete.“

„Himmel! Weiß denn die Mutter —“

„Niemand, als ich, der ich mich auf den stillen Gram verstehe, auf diese freundliche Trauer. Selbst Speroni

kennt den Gram des Mädchens nicht. Das Herz vergift nicht so schnell. Das seh ich an Ihren Augen.“

„Und dennoch war ich glücklich.“

„Das war auch ich! — Und bin's wieder!“ Mit den Worten fiel er an meine Brust, mit einer überströmenden Zärtlichkeit. Es war, als müßte er jetzt reden; aber er sah mich an und schwieg.

„Komm!“ rief er — „laß uns gehen, mein Sohn! Komm! Die Zukunft verbirgt nicht allein Schmerz, sondern auch Hoffnungen.“

„Hoffnungen? O mein Vater, wie meinen Sie?“

„Nicht was Du hoffst. Aber einen freundlichen Gram, freundlich, wie der Gram *Winnä's*. Laß uns gehen!“

Ich hätte gern gefragt: „Wo sind sie jetzt?“ Ich seufzte nur.

Wir reisten ab auf dem Wege nach Mailand, welcher der sicherste schien. Ich hatte Waffen für uns gekauft. Er schlug sie aus. „Mich hat das Leben auf immer entwaffnet.“



Es war seltsam; denn ich wußte, er war ein muthiger Mann.

Schon auf dem halben Wege nach Siena trafen wir auf Flüchtige, auf zerstreute Bewohner des Oberlandes. Man erzählte von einem Gemetzel in Majland.

Schwarz fragte beständig: „Ist's rechts in dem Gebirge noch ruhig? Habt Ihr von Badia gehört?“

In Badia mußte Jemand seyn; an dem er Theil nahm.

In Siena wurden die Nachrichten beunruhigender.

Die französische Armee zog wieder auf Rom. Wir kamen ihr also gerade entgegen.

„Wer kennt die Gefahr, Marzell?“ sagte er — „wenn wir getrennt würden; wie finden wir uns wieder?“

Ich schlug ihm unsern alten ehrlichen Pfarrer in seinem verborgenen Felsenthal vor in Villanera. Dann mein Fahrhaus bei Stille. Er schrieb sich beide Namen auf. Er gab mir mehrere Adressen in verschiedenen Städten Italiens

und Frankreichs, wohin er schreiben wollte, wenn wir dennoch getrennt würden.

Ich schlug vor, uns links an's Meer zu wenden. Er schüttelte den Kopf, und sagte: „Wir oder ich muß nach Badia.“

Wir wenden uns hinter Siena rechts. Wir fanden nur ein Maulthier, das wir kaufen mußten; denn Niemand hielt sich sicher.

Schwarzens Neger führte das Maulthier, und wir zogen immer höher in's Gebirg.

Man sagte uns, daß leichte Truppen in's Gebirg gedrungen wären.

Schwarz sah mich an, und sagte fest: „Ich wenigstens muß nach Badia. Du aber —“

„Ich muß nach Badia, mein Vater, und wenn tausend Armeen da ständen.“ Er lächelte; wir zogen weiter.

Wir waren noch eine Meile etwan von dem Städtchen, da hörten wir kleines Geschwehfeuer, das immer stärker wurde, dann schwieg, dann wieder anhob.

Die Bewohner der Dörfer rannten in's Gebirge mit ihrem Vieh. Sie riefen uns nur zu: „Es ist in B a d i a.“

Das Auge meines alten Freundes bligte. „Ich muß dahin! Ich muß!“ Ich wollte ihm den Säbel aufdringen, der auf dem Maulthier lag. Er schüttelte den Kopf, und eilte vorwärts.

Tausend Schritte weiter hörten wir schreiende Stimmen. Wir hielten den ersten Flüchtigen an. Er erzählte ängstlich: „Die Bürger in B a d i a hätten auf die Franzosen aus einem Hinterhalte geschossen. Der Obrist sey geblieben. Die Franzosen meketen nun alle Bewohner nieder.“

„Ist der deutsche Obrist mit seiner Familie noch in B a d i a?“

„Gestern noch.“

„Der Obrist K a u c h?“ rief ich.

„Ja, und seine Tochter! Laß uns eilen!“

Da stürzte eine Menge Menschen herbei, und eine weibliche Stimme schrie

laut: „Meine Mutter! O, meine Mutter!“

O Gott, Ferdinand! Es war Minna. Ich flog auf sie zu. Ich faßte sie in meine Arme. Endlich erkannte mich ihr erstarrtes Auge. „O helfen Sie! Retten Sie meine Mutter, o mein Freund! Retten Sie meine Mutter!“

„Die rette ich! Dich, Dich, mein liebes Kind, rettet er!“ rief Schwarz.

„Wo ist Deine Mutter, liebe Minna?“

„Tode! Dahin! Tode! Mich trieben sie fort, zuerst, mit dem Bedienten. Da riß uns das Gedräng auseinander; und die entsetzliche Angst und die schrecklichen Flammen der brennenden Häuser.“

Schwarz gab mir ein Taschenbuch. „Da nimm auf allen Fall. In Villanera erwarte mich, und Minna's Verwandte oder Nachricht. Rette sie! Rette die Jungfrau! Ich rette ihre Eltern.“

Ich war außer mir. Ich warf die Sachen von dem Maulthiere, setzte das Mädchen auf den Sattel, und zog seit

wärts in's Gebirge. Der Neger und Schwarz eilten vorwärts.

Es war ein rascher Augenblick, der uns verwirrte. Ich hielt, um ihm Minna's Rettung aufzutragen, und ihrer Eltern Rettung selbst zu übernehmen. Aber er war schon verschwunden, und ich mit Minna allein. Ich zog zürnend auf mich das Thier weiter in's Gebirge. Ein Bauer führte uns die Wege. Ich tröstete die trostlose Tochter, so gut ich konnte.

Ich blieb mit ihr in einem Kastanienwalde, bei einer einsamen Hirtenhütte, die von einer Frau bewohnt war.

Es kostete mir Mühe, sie zu bereden, nicht zurück nach Badia zu gehen, ihren Eltern zu Hülfe.

Unser Mauthier war auf dem steinigsten Wege lahm geworden. Aber die Frau der Hütte sagte mir, daß Arizzo nur noch funfzehn Miglien entfernt sey. Ich war gewiß, ich war nicht weit von Villanera entfernt.

Es gelang mir endlich, eine kleine Hoff-

Hoffnung in dem Herzen des Mädchens zu erwecken. „Schwarz,“ sagte ich — „kennt den französischen General.“ Ich versprach ihr, sobald der Mann zu Hause sey, selbst nach Wadia zu gehen, und ihre Eltern aufzusuchen. Sie schlang voll Freude ihre Arme um meinen Hals.

Endlich kam der Herr der Hütte, mit einem Kinde auf dem Arme.

Er hatte es, verlassen, am Wege gefunden. Es war zwei Jahr alt. „Ich konnte es nicht umkommen lassen das Wärmchen,“ sagte er — „obgleich ich es nicht ernähren kann. Ich trage es morgen nach Arezzo in's Armenhaus.“

„O Gott, es lächelt!“ rief Minna, und drückte den Knaben an ihre Brust.

Ich miethete den Mann zum Führer nach Wadia. Ich gab Minna Schwarzens Taschenbuch, und theilte mein baares Geld mit ihr.

„Wozu das?“ fragte sie erstaunt.

„Auf allen Fall!“ sagte ich — „wenn mir es nicht möglich wäre, zurückzukom-



men. Ich oder Schwarz findet Sie in Villa nera wieder.“ Ich gab ihr ein Paar Worte mit Bleistift an unsern guten Pfarrer.

Nun sollte ich nicht gehen, da sie von Gefahr hörte; aber die Liebe zu ihrer Mutter überwog.

Sie begleitete mich bis an den Abhang. Sie faßte meine Hand. „O,“ rief sie — „wenn auch Sie wegbleiben, was sollte aus mir werden? O, verlassen Sie mich nicht!“

„So lange dieses Herz hier schlägt, Minna, verlasse ich Sie nicht.“

Ich ging nach Badia. O, welch ein Anblick! Von Minna's Eltern erfuhr ich nicht ein Wort, von Schwarz auch nicht.

Einige behaupteten, die fremde Familie wäre in den Flammen, einige in dem Gemügel umgekommen. Einige hatten sie, gerettet, auf dem Wege nach Mailand gesehen. Es kam mir sogar vor, als wenn von einer andern Familie die Rede wäre. Am andern Abend kam ich in mei-

ne Hütte zurück. Ich brachte die gute Botschaft, daß man ihre Eltern auf dem Wege nach Mailand gesehen hätte. Minna bestätigte das; denn nach Mailand, und von da nach Deutschland hatten ihre Eltern gewollt. Sie faßte Muth. Sie wollte fort nach Mailand.

Aber sie folgte doch meinem Rathe, vorerst in Villanera die Sicherheit der Straßen und Nachricht von Schwarz abzuwarten, da sie am Ende nicht einmal gewiß wußte, ob nicht Parma statt Mailand gemeint war.

Unser Wirth mußte erst in Arezzo unser Thier mit einem Esel vertauschen, und nun traten wir unsre Reise an.

Minna ließ sich den Knaben, den sie wegen seines gleichen Schicksals mit ihrem nicht verlassen wollte, von mir auf den Schooß reichen. Unser Wirth leitete das ruhige Thier, was meine Minna trug. Ich, bewaffnet und mit einem Dornenstab in der Hand, ging an ihrer Seite. Sie hatte ihren blauen Schahl



gegen die Sonne, wie einen Turban, um ihre Stirn gewickelt, in einem Mantel hatte sie die schönen Glieder gehüllt, der in Arezzo auf dem Trödel gekauft war; denn ihre ganze Kleidung war nichts, als ihr leichtestes Morgenkleid, mit dem der Lärm der wilden Feinde sie aus Schlaf, Bett und Haus gejagt hatte. Das Kind ruhte schlummernd an ihrer Brust. Ein Raphael konnte Zug vor Zug uns zeichnen, und er hätte die heilige Familie gemahlt.

Ich pflückte alle Blumen am Wege und warf sie in ihren Schooß. Ich hatte alle meine Zeichnungen weggeworfen, um sie auf unser Maulthier zu bringen. Ich hatte nicht ein Quartblatt Papier mehr; aber dieses himmlische Gemälde, die schönste Unschuld der Mutter mit ihrem Sohn an dem heiligen Busen, steht ewig in meiner Seele.

Endlich zeigte mir unser Führer Wilkenera in der Ferne. Ich kannte sogleich seine Felsen, den rauschenden Sießbach, die ungeheuren Eichen, des



ren Wurzel die Felsen zerspalten haben. Ich lohnte meinen Wirth ab, nahm den Zügel, und leitete nun vorsichtig die Geliebte den Felspfad hinab in's Thal.

Die Knaben bei den Ziegenheerden kannten mich sogleich wieder, Einer lief wie ein Reh in's Thal, um dem alten Pfarrer die Nachricht von meiner Ankunft zu bringen.

Wir waren noch nicht zur Hälfte hinab; da kam der frische Greis mir mit dem frohen bekannten Lächeln entgegen.

Da er meine Karavane sah, schlug er die Hände zusammen, und rief: „Gibst Du Zauberer Deinen Gemähdten Leben? Athem? O seht, der Künstler bringt die Schönheit daher, den Amor dazu. Ich mag das Heilige nicht nennen; aber ich denke daran, und Gott sey gelobt! gelobt, daß Du so zu mir kommst, Du singende Perle!“

Ich fiel an des Alten edle Brust.  
„Laß mich erst die junge Mutter da begrüßen!“ Er reichte *Wanna*, die Hand.



Die Einwohner umringten mich, reichten mir die Hände, und fragten nach Dir, und erinnerten sich mit Vergnügen Deiner Wohlthaten.

Der Alte war verschwunden. Wir konnten nicht fort; denn die Einwohner hatten uns umringt. Die Kinder suchten an meinen Taschen, ob ich Naschwerk aus *A r e z z o* für sie hätte. Alle Männer und Frauen reichten *W i n n a* die Hand, und liebkosten dem schlafenden Kinde. Aus ihren Reden sah ich, sie hielten *W i n n a* für meine Frau, und den Knaben für meinen Sohn. *W i n n a* merkte gar nichts davon. Sie lächelte mir dankbar zu, daß ich hier so geliebt war.

Endlich kamen wir bei dem Pfarrer an. Er hatte seine Stole hoch aufgeschürzt, die Kastanien knackten schon auf der Flamme, die Weinflasche stand schon auf dem Tische. Er lief geschäftig umher und trieb seine Leute mit froher Eile.

„Nun willkommen hier!“ rief er, und führte *W i n n a* in das Zimmer, das wir bewohnt hatten. Und *F e r d i n a n d*!

Der liebe Alte hatte alles noch so erhalten; unser Bett, rein überzogen, stand noch am alten Fleck, am Fenster, das hohe Gebirg mit der untergehenden Sonne vor uns.

„Sehen Sie,“ sagte er zu Minna — „da soll die junge Frau in den Armen des geliebten Mannes schlafen und dort der Erstling Ihrer keuschen Liebe.“

Sie verstand ihn nicht. „Wer?“ fragte sie unschuldig. „Sie, Sie, junge, schöne Frau, und Er da, Ihr Mann.“

Da überzog das schönste Roth ihre Wangen und ihre Stirn.

„Ich bin nicht verheirathet,“ sagte sie leise. „In Badia verlor ich meine Eltern,“ fuhr sie betrübt fort — „da rettete er mich, hieher; das Kind, das eben so unglücklich ist, als ich, das nur den Schmerz nicht versteht, ist ein fremdes Kind, dessen Mutter wir von hier aus suchen wollen. Meine armen Eltern sind wahrscheinlich todt.“

„So loben Sie den barmherzigen Gott, mein Kind; denn er ließ Sie aus

den Armen der Mutter in den Arm eines edlen Menschen fallen.“ Er sah seine Anstalten mit finstern Blick an. „O, es wäre ja schön, Kind, wenn es so wäre, wie ich dachte. Sehen Sie nur, wie Ihres Recters Auge zu diesem Wunsche blizt.“

Sie erröthete wieder und schlug das schöne Auge tief an den Boden.

Ich hatte Mühe, den einfachen Mann mit Winken zum Schweigen zu bringen, und er schalt draußen mit mir, daß ich ihn nicht machen ließe.

Nach ein Paar Tagen ging ich wieder nach Badia. Ich ging mit der Versicherung, ich würde ihre Eltern finden, und dann — denn waren sie gerettet, so waren sie gewiß nach Badia zurückgekehrt, und sie erfuhren eben so gewiß, daß man hier nach ihnen gefragt hatte, und daß ihre Tochter gerettet war. Das hatte ich in Badia gesagt.

Ich pochte mit Zittern an dem Hause, wo sie gewohnt hatten. Niemand wußte von ihnen; aber eben so wenig wußte man

etwas Bestimmtes über ihr Schicksal. Den Obristen hatte Jemand fallen sehen. Die Mutter war bis an's Thor entkommen, wo das größte Gedränge und das blutige Gemetzel gewesen war; denn eben von diesem Thore hatte man auf's Neue auf die Franzosen geschossen. Es war in B a d i a jetzt ruhig; wenn sie noch lebten, wer konnte sie gehindert haben, sich nach der Tochter zu erkundigen? Ich kehrte traurig zurück.

W i n n a kam mir bis an einen schmalen Felspfad entgegen.

„Leben meine Eltern?“ rief sie mir von weitem zu. Ich erzählte nur, was ihr noch Hoffnungen übrig ließ. Aber sie selbst rief sogleich: „Sie sind nicht mehr, sonst wären sie in B a d i a gewesen.“

Ich schiedieg finster.

Sie setzte sich auf den Felsen, verhielte das schöne Haupt in ihren Schahl, weinte sanft und lange. Ich saß stumm an der andern Seite. „Sie wissen es,“ rief sie. „Sie sind todt.“

Ich gab ihr die heiligsten Versicherun-

gen, daß ich nicht mehr wußte, als was ich gesagt hatte. Wir gingen traurend und stumm zu Hause.

Ein Paar Tage darauf meldete sich die Mutter des Kindes, das wir bei uns hatten. Sie war aus Badia.

Minna legte es ihr in den Arm mit den Worten: „O glückliche Mutter! O Du glückliches Kind! Ich Unglückselige! Ich allein!“

Die Frau beklagte Minna, und erzählte, daß man in Badia fast nicht an dem Tode ihres Vaters zweifelte. Ob die Mutter, die mitten in dem Haufen gewesen, wo das meiste Blut vergossen wäre, gerettet sey, bezweifelt sie. Minna hörte die Schreckensnachrichten erblassend an. Sie wendete dann das blasse Gesicht zu mir um, und sagte: „Ich habe eine Bitte an Sie!“

„Welche, liebe Minna?“

Sie legte die Hand an die Stirn, und sagte leise, weinend: „Mich meinem Geschick zu überlassen!“

„Jedem Menschen, liebe Minna,

der ein größeres Recht an Ihnen hat, und der Sie mehr liebt, als ich."

"Ach, Niemand versteht' mich!" rief sie laut, und hob die ringenden Hände gen Himmel.

Ich verstand sie nicht.

"O, mein Vater fiel, und fand keinen Retter, keinen Rächer. Meine Mutter, ein Weib, sank nieder, ach vielleicht zertreten unter den Hufen grausamer Pferde; und ich weiß, sie rief nur meinen Namen aus, und starb mit meinem Namen auf den Lippen. Ach, dieses Kind, das den Schmerz noch nicht kennt, dem das Leben noch kein Gut ist, fand einen Retter, und ich, meine Mutter nicht! Wie könnte ich glücklich seyn wollen? O meine theure, geliebte Mutter! Der Mund Deiner Tochter soll nicht wieder lächeln, dieses Auge wird nie wieder trocken werden. Diese Hände —"

Ich trat rasch zu ihr; denn sie erblaßte immer mehr, und schwankte. „O lassen Sie mich!“ rief sie, das zürnende Auge auf mich wendend. „Ich will nicht glück-

lich seyn! Ich will mich nicht trösten lassen!"

Sie ging rasch auf ihr Zimmerchen oben im Hause. Der alte Pfarrer ging ihr nach. Ich ließ ihn.

Aber ich glaubte sie verstanden zu haben, und von diesem Augenblick an verschloß ich meine Liebe tief in mein Herz. Ich übergab ihrem eigenen Herzen die Entscheidung ihres Geschicks, und ihrer Liebe übergab ich meines. Wie auch ihre Entscheidung fallen mochte; ich war entschlossen.

Was mich ängstigte, war der Ausblick des Frauenklosters, dessen Thürme über die Felsen am Ende des Thals hervorsahen.

Denn sie ging jeden Morgen und ich folgte ihr nicht mehr — auf die Höhe, wo man das Kloster sehen kann.

Der alte Pfarrer folgte ihr zuweilen, und sie gestand ihm, daß sie keinen Hafen sähe, als jene Klostermauern.

„Es ist ein heiliges Haus; aber es gibt noch ein heiligeres,“ sagte er, ernst-



und mit der Majestät eines heiligen Lebens, die Du kennst — „schlagen Sie Ihre Blicke in den Himmel — über uns, da wohnt Hülfe. Ruhe soll jene heilige Pforte des Klosters öffnen, aber nicht die Verzweiflung.“

Sie wurde nach einigen Tagen zwar ruhiger; aber ihr Sinn blieb derselbe. Ich bat sie, mir den Namen des Verwandten zu nennen, zu dem ich sie in Deutschland führen sollte.

„Sie waren alle hier! Alle! Alle in Badia. Ich kenne Niemand mehr, der den Namen Bern oder Rauch führt. Ich verlor an Einem Tage alles, Verwandte, Vermögen, Eltern und meine Mutter,“ sagte sie sehr bitter.

„Ja, Sie verloren, Minna,“ rief der Alte — „und Sie gewannen einen Retter, einen Freund, ein gastfreies Dach, mich alten Mann, der Dir den Namen: Tochter, gern, o wie gern wieder geben will, und wer das findet, der hat nicht Alles verloren.“

Sie warf sich dem Alten zu Füßen,



mit der Dankbarkeit und der Liebe schönem Feuer. Mir sagte sie nicht Ein Wort. Mein Herz schlug fröhlich.

Von diesem Tage an that sie, als wäre sie des Hauses Wirthin. Sie besorgte unsern Tisch. Sie pflückte das Obst, die Gemüse im Garten. Sie zwirnte, wie die andern Mädchen im Dorfe, in den müßigen Stunden Seide. - Aber ruhig war sie in ihrem Gemüthe noch nicht; denn sie vermied mich; und traf ich sie einmal allein, so redete sie mit niedergeschlagenem Auge, mit einer süßen Unruhe; ach, das alles waren die schönen Blitze der stillen Liebe, die aus ihrer Seele hervorbrachen.

„Ich bitte Dich, rede Du!“ sagte mein Alter, der seinen Kopf darauf gesetzt hatte, mir vor dem Altar seines Heiligen das Sakrament der Ehe zu geben. Aber ich schwieg. Sie mußte ja mit sich selbst den schönen Kampf austämpfen.

Auf einmal wurde sie unruhiger und heiterer zu gleicher Zeit. Sie suchte die Einsamkeit; ich sah sie oft auf der Höhe

ein Papier lesen, und sie trocknete dabei jedes Mal die Augen. Sie war scheu gegen mich, und doch vertraulicher. Sie erröthete; wenn ich nur Einen Blick auf sie warf.

Ich war unruhig. Ich hatte an Schwarz von hier aus Alles geschrieben, und es kam keine Antwort. Er hatte mir die Versicherung gegeben, daß meine Briefe gewiß in seine Hände kommen würden. Ich sagte ein Paar Worte in Minna's Gegenwart darüber. Sie wurde unruhiger.

Am andern Morgen schlug ihre Brust hoch, da sie mich sah. Der Pfarrer las Messe. Sie sah mich dunkel an. Auf einmal brach sie in heißen Thänen aus, und sagte leise: „Wenn mein Ketter mich liebt — ich habe den Segen meiner Mutter!“

Ich verstand sie nicht. „Dich lieben, geliebte Minna? O, wie liebe ich Dich! Wie unendlich!“

Sie zog aus ihrem Busen Papiere, gab sie mir und ging hinauf in's Gebirge.

Es waren die erwarteten Briefe von Schwarz, die sie dem Postboten von Arezzo abgenommen hatte.

Ich las: „Die Eltern Deiner getreteten Minna sind wohl todt, mein theurer Sohn, Du bist dem unglücklichen Mädchen allein übrig geblieben. Sie liebt Dich, und mit einer Liebe, die von besserer Natur ist, als Speroni sie dachte. Und damit Dir nichts fehlt, lieber Sohn, um Eure Liebe vor dem Altar zu heiligen, so sende ich Dir den Segen ihrer edlen Mutter. Minna hat die Thränen ihrer Mutter gesehen, und sie kennt ihre Wünsche.

„Ich schrieb an Minna's Mutter, um Schwierigkeiten zu heben, die vielleicht Deinem Glück entgegen ständen. Ich lege Dir der Mutter Antwort bei. Säume nicht. Ich kann nicht kommen. Aber im Fährhause finde ich Dich gewiß, oder Nachricht von Dir, wo Du bist.  
Sey

Sey glücklich, mein Sohn! Ein finstres Geschick band mich an Dich, an Minna's Mutter. Ein langer Kummer würde von meinem Herzen fallen, wenn ich Dich und Minna am Altare sehen könnte. Denn Dich und Minna führte die Hand eines lächelnden Engels zusammen. O laß mich das glauben, und sey Du glücklich!"

Das Billet der Mutter enthielt die Worte: „Ach, lieber Herr Schwarz, schon in Straßburg sah ich, welch einen tiefen Eindruck der Jüngling, der Ihre Liebe zum Bürger seiner Jugend hat, auf meine Minna gemacht hatte. Er fand uns wieder. Ich kannte ihn nicht; bis Minna mit einer schönen Unruhe mir sagte: „Er sey der junge Mann von Straßburg.“

„O, mein Herr, hinge das Glück meiner Tochter von mir ab, von mir! sie sollte das Glück haben, was mir entrisen wurde, hart, hart, mein Herr, und grausam entrisen würde. Ich habe in Minna's Seele die Flamme eines hö-

H. Bändch. 13



hern Wunsches brennend erhalten, eines höhern Glaubens, als Speroni, und auch wohl meine Tante dem irdischen Leben zugestehet, und vielleicht fiel ein Funken dieser heiligen Flamme in Minna's irdische Liebe, die Speroni für verhänglich hält, aber nicht ich, mein Herr, und ich weiß, auch Sie nicht. Denn auch Sie schauen, wie ich, zurück, gewiß mit stillem Schmerz auf eine selige Stunde Ihres Lebens. O, wie viel wollt' ich thun, daß meine Minna mit Freude auf diese Stunde zurückschauen könnte. O mein Herr, an meinem Segen sollte es der Liebe meiner Minna nicht fehlen. Das ist alles, was ich aus meinem kummervollen Herzen sagen kann. Denn Minna liebt ihn; obgleich sie schweigt. O schwieg ich doch auch! Leben Sie wohl!"

Das las ich. Minna hatte die Briefe erbrochen, um eine Minute früher Nachricht von ihren Eltern zu haben. Sie wußte ja alles. Ich flog ihr nach auf die Höhe.

„O Minna!“ rief ich — „Dir gab

die Mutter den Segen, o Du Geliebte,  
was gibst Du mir?"

„Den Segen meiner Mutter, und  
eine Liebe, die Speroni nicht kennt.“

Da lag sie an meiner Brust, und ich  
war selig, wie ein Gott!

Mein Alter, der gern aus jedem  
Werteltage ein Fest machte, und aus je-  
dem freundlichen Gruße ein Gloria, mache  
te unsre Verbindung auf den nächsten  
Sonntag seiner kleinen Gemeinde bekannt,  
und lud sie feierlich, Alt und Jung,  
dazu ein.

Ich ging, in Begleitung aller jungen  
Bursche, auf gestreuten Tannen- und  
Myrthenzweigen zur Kirche, und alle  
junge Mädchen, und alle Kinder des  
Dorfs, die von mir abgefallen waren,  
und jetzt an Minna hingen, wie sonst  
an Dir, Du lieber Freund der Kinder!  
führten Minna, die auf einem Esel zur  
Kirche reiten mußte, in einem brennend  
rothen Schleier, nach altrömischer Sitte,  
vor den Altar.

Der Alte fing an zu beten, und in



dem Augenblick donnerten die Kanonen aus der Ferne dazu.

„Herr, Barmherziger!“ rief der Alte knieend — „o höre jene Töne des Hasses, der Herrschsucht nicht, sondern unsre Töne der Liebe, und erfülle unser Gebet um Frieden, worin die Herzen dieses unschuldigen Paares voll Liebe mit einstimmen. Laß in ihrer Ehe ihre Stimmen nicht hart und rauh klingen, wie diese schrecklichen Töne des Krieges, sondern sanft und segenvoll, wie das Heilig der Engel, die Deinen Thron der Liebe umringen!“

Wir knieten Alle, von diesen rührenden Worten ergriffen.

Da er unsre Hände in einander legte, traten die Kinder mit Myrthen und Oelzweigen in den Händen um uns her, und hielten sie über mein und Minna's Haupt, und der heilige Mann rief: „Frieden sey mit Dir, junges Menschenpaar!“

Eine junge Frau brachte ihren Säugling und legte ihn an Minna's Brust,

und in diesem Augenblick rief er mit lauter, triumphirender Stimme: „Du hast sie zur Mutter geweiht, Vater der Menschen!“

„Frieden sey mit Euch!“ rief die ganze Gemeinde.“

„Es ist die Sitte so hier im Gebirge bei Verheirathungen. Sie sollte in keiner Kirchenagende fehlen. Weinst Du nicht?“

Nun ging der Zug nach Hause, voran ein Musikant mit einer Geige.

Ich hatte für einen fröhlichen Tag gesorgt.

Am andern Morgen brachten die Hausmütter dem jungen verschämten Weibe eine Seidenwinde, und mir ein Nebenmesser, die Symbole der Arbeit und des häuslichen Lebens. Ich dachte mit Freuden an Werneberg, an meiner Eltern Leben und an ihr Glück; denn Arbeit, leicht oder schwer, ist der Engel des menschlichen Glücks. Mein Nebenmesser will ich wie meinen theuersten Schatz meinen Kindern hinterlassen.



Ich mahlte der Kirche von Billanera ihren Heiligen zum Altarblatt, den heiligen Simeon. Der Heilige sah dem alten Pfarrer zum Sprechen ähnlich. Der Bischoff von Arezzo weihte das Bild trotz der Aehnlichkeit und die Gemeinde versicherte: „Mit der Aehnlichkeit könnte der heilige Simeon recht wohl zufrieden seyn.“

Nach zwei Monaten reiste ich endlich aus meinem Paradiese von Billanera ab. Das ganze Dorf begleitete mich bis auf die Höhe, meinen alten Vater an der Spitze.

O welch ein Abschied!

Minna hatte sich im Dorfe gekleidet, wie eine wohlhabende Bäuerin, und die Kleidung stand ihr so schön, daß Niemand daran dachte, sie zu ändern.

Ich kaufte zwei Maulesel, einen für unser Gepäck — ein Knabe hätte es tragen können — einen für Minna, die das Reisen auf dem ruhigen Thiere bequemer fand, als ihre Reisen sonst im Wagen. Ich ging bewaffnet neben her,

und ein Bursche aus dem Dorfe, dem Du zu einer Frau verhasst — so trug Deine Menschlichkeit mir die schönen Früchte — ließ sich es nicht nehmen, uns zu begleiten, und wäre es, rief er mit froher Hitze, bis an's Ende der Welt. In Arezzo erhielt ich von dem französischen Kommandanten meinen Paß als ein berühmter Mahler — Namens — Er konnte mit meinem Namen so wenig zu recht kommen, als ich selbst, und so traten wir unsre Reise an.

„Welch eine entzückende Reise!“ rief *Winn*a hundert Mal.

Sie wußte nicht, wohin ich sie führte. — O Herr des Himmels, wußte ich es denn mehr, als höchstens den nächsten Tag, und den nächsten Ort?

So kamen wir endlich an den *Gar*da see. Sie erkannte ihn sogleich. Sie stieg sogleich ab. Sie zeigte mir sogleich das Haus, wo ich und Du gewohnt hatten. Sie erzählte mir, mit welcher Sehnsucht sie über den See weg das Haus, und den Mochen, der mich bringen sollte,

Betrachtet, und wie mit jedem Tage mehr die Liebe ihr Herz bewegt hatte.

„Sieh, Minna, aber sieh auch, jetzt springt der Säulengang hervor, unter dem Du sahest, und ich —“

„O meine armen Eltern!“ rief sie, in Thränen ausbrechend. „O, leben sie noch, so werden wir Nachricht finden.“

Wir kamen an das Haus, es war verödet. Der alte Gärtner wußte von ihren Eltern nichts. Nur Speroni war hier gewesen. Er hatte auf der Höhe, wo sie so glücklich gewesen waren, einen Stein mit einer Schrift gesetzt; das war alles, was von dem Glücke übrig geblieben war.

Wir gingen hinauf. Da stand der Stein. Er enthielt die trostlosen Worte: „Wie der Haß die Brust des einzelnen Menschen zerreißt, so zerreißt der Krieg das ganze Geschlecht! Sie sind nicht mehr, die hier glücklich waren, und Glück verdienten! O du unständes menschliches Leben, was bist du?“

Sie benetzte den Stein mit Thränen;  
denn nun war der Tod ihrer Eltern ge-  
wis.

Ich dachte etwas anderes. Ich dachte  
an Speroni's hülfslose Philosophie.

„Sieh, Minna, der Regen hat  
schon einige Buchstaben der trostlosen  
Schrift abgewaschen, der Winterregen  
wird die ganze Schrift verlöschen; aber  
die Barmherzigkeit Gottes bleibt ewig!  
Wie wolltest Du Deine Eltern beweinen,  
wäre das Leben nicht mehr, als Spero-  
ni glaubt?“

Sie sank, mich schmerzlich umarmend,  
in meine Arme, und nun sagte sie, ohne  
den Namen Aeschylus zu kennen, fast  
wörtlich die Verse, die Elektra zu  
Orest sagt. Sie sagte: „O Marzell!  
O in diesem theuren Namen fließen von  
jetzt an die Namen, die mir am theuersten  
waren, zusammen. In Dir finde ich den  
Schutz des Vaters, in Dir die Liebe mei-  
ner Mutter wieder, und diesem schönen  
Namen hat mein Glück den Namen:



„Geliebter und — Vater!“ hinzugesetzt,  
in Dir, Marzell!“

Sie legte enger ihr Haupt an meine  
Brust, und hier vor dem trostlosen Steine  
erfuhr ich des Lebens himmlisches Glück,  
daß *W i n n a* sich Mutter fühlte.

Ich fiel mit des Dichters letztem Verse  
ein: „Der höchste Gott sey nur unser Bes  
chützer, mein geliebtes Weib.“

Wir fuhren hinüber nach dem Hause,  
wo wir gewohnt hatten. Wir blieben  
eine Nacht da. O, sie nannte den Na  
men: *Ferdinand*, mit Entzücken. O  
lieber *Ferdinand*, wann wirst Du  
meine *W i n n a* sehen, wann sie Dich?

Wir reisten nun über die Alpen. Wir  
standen auf einer schöneren Höhe, als in  
*S t r a ß b u r g*, auf einer schöneren Höhe,  
als die Erde hat. Wir standen Mann  
und Weib vor Gott!

So kamen wir im Fährhause an; und  
da ihr *W a r i l t* erzählt hatte, wie ich für  
sie und ihre Eltern die Fährre gefahren,  
da sank sie entzückt an meine Brust,  
und sagte: „O, diese Hände haben noch

für Niemanden gearbeitet, Marzell.  
Ich bin nur glücklich gewesen; aber nicht  
gut.“

„Hier warte ich nun auf Herrn  
Schwarz, und auf die Aufklärung sei-  
ner Räthsel.“

Meine Frau — Du glaubst nicht,  
lieber Ferdinand, mit welcher Freude  
ich sage: „Meine Frau!“ — Meine  
Frau erzählte mir, daß Schwarz sich  
eben so in die Bekanntschaft ihrer Eltern  
gedrängt habe, als in meine, obgleich  
Speroni, der ihn für einen Fanatiker  
gehalten, nicht leiden konnte.

Fanatiker? Ich möchte ihn lieber für  
eine Art Quäker halten. An Muth  
fehlt's ihm gar nicht, und an dem ächten  
Muthe, der vor nichts zittert, am wenig-  
sten. Denn ich sah, wie er sich unbewaff-  
net unter einen Haufen wüthender Men-  
schen warf, einen Unschuldigen zu retten,  
den man ermorden wollte, weil man ihn  
für einen Franzosen hielt. Er rettete ihn.  
Aber Waffen tragen wollte er durchaus  
nicht. Da hast Du den Quäker. Er hat

allen Freuden des Lebens entsagt; er lebt nur für Andere. Er ist ohne alle Heuchelei fromm. Er glaubt an eine Vorsehung, welche die kleinste Begebenheit lenkt. Wer weiß denn, welche Schicksale er gehabt hat, die ihn so zu denken gezwungen haben? Wer weiß, ob es nicht gut wäre, so zu denken, wenn wir, wie er, die Freiheit der Menschen bei diesem Glauben retten könnten.

Ich lese oft die Worte von ihm: „Ein finsternes Geschick band mich an Dich, und an Minna's Mutter.“

Ich verstehe es nicht; aber es wird endlich hell werden. Ich hoffe auf ihn. Ich habe sein Taschenbuch noch, es enthält große Summen. Sobald er hier ist, breche ich auf, und komme zu Dir. Schreib hierher nicht; denn es kann seyn, daß wir bald von hier aufbrechen. Leb wohl!

Meine Schwester ist bei einem Namens Herold. Herold? Es ist, als hätte ich den Namen schon gehört, und oft. In meiner Eltern Hause gewiß

nicht. O meiner Eltern schönes, glückliches Haus! O meiner Eltern heilige Gräber! O meine Schwester! Ich komme gewiß, und müßte ich, Schwarzem hier nur einen Brief lassen. Leb wohl!

Fortsetzung von Sophiens Hand.

Sieh, Hannchen, im Abschreiben von meines Bruders Briefe bin ich noch unruhiger geworden; denn in dem Briefe, wenn Du ihn aufmerksam liest, kommt der Name Bern vor. Und sagte nicht unsre Prophetin Margret, zu mir: „Merken Sie die Namen Bern, Dronten, Luise, Adelheid. Wenn ich längst todt bin, werden diese Namen, die längst das Grab faßt, noch verderblich erklingen,“ und nun dieser Schwarz, den ein finstres Geschick an Minna's Mutter und an meinen Bruder bindet, was ist das alles?

Manchmal denke ich, daß Margret, deren Element es ist, Menschen zu ängstli-



gen, hier ein Wort gehorcht, dort ein Wort gelesen hat, und nun eine Gespenstergeschichte daraus zusammensetzt; aber die beiden Buchstaben L. B. in Rosaliens Ringe, und die, wie sie mir vertraute, Luise Bern heißen, passen mit dem Briefe meines Bruders zusammen, und doch, denke ich an das unschuldige, klare Leben meiner Eltern, so muß ich über meine Furcht lachen. Wenn nur erst mein Bruder hier wäre! Das ist der einzige Wunsch, den ich noch habe. Der Einzige? Ach, Hannchen, Hannchen! Ich glaube, ich werde falsch gegen Dich, gegen mich selbst. Ich habe noch andere Wünsche; aber ich wünsche nur in Träumen, und das ist doch wohl nicht Sünde.

— — — — —

---



Die Rechnung mit dem Gewissen. Die  
Ahnenfrau spukt und warnt. Die Ent-  
deckung der Verbrechen.

Es ist nicht zu läugnen, so weh es uns  
um die fromme Dame thut, Margret  
fürchete keinen andern auf der Erde, als  
Herolden, und wen man fürchtet, sagt  
das Sprichwort, haßt man. Es ist auch  
eben so wenig zu läugnen; Herold hatte es  
von Jugend auf der Base darnach gemacht,  
Er sagte ihr einmal bei der Begebenheit  
der Madame Stolz — er war zornig  
geworden — in's Gesicht, da Margret  
mit einem frommen Seuffzer sagte: „Ich  
habe gewarnt!“ — „Ja, das thaten Sie,  
Base. Der Teufel verführte den Doktor  
Faust zu einem Bunde mit der Hölle,  
und da die arme Seele nicht mehr zu ret-  
ten war, erschien der Teufel ihm in der  
Gestalt eines heiligen Engels, und warn-  
te ihn, um ihn desto gewisser zu haben!“

Margret, die ihre Augen, Stim-  
me, und sogar ihre Farbe in ihrer Ges-



walt hatte, erblaßte doch hier. Der Vergleich that ihr doch Unrecht. Denn sie spielte den Teufel nur aus Lust zur Intrigue, nicht aus Lust zum Bösen; aber von dem Augenblick an ließ sie Herolden nicht wieder aus den Augen.

Daß Ferdinand sein Sohn war, daß wußte sie gewiß. Das hatte sie urkundlich. Luise Bern war Herolds Geliebte, auch das beruhte auf einer Urkunde.

Nun Sophie? Sie konnte sie von Anfang nicht leiden; denn Herold war ihr Beschützer, und in einem so hohen Grade, daß ihr sogar Herolds Manier sich Unglücklicher anzunehmen, bei diesem Mädchen nicht ausreichte. Daß sie Sophien für Herolds Tochter hielt, war nur aus Haß gegen Herold. Sie glaubte selbst nicht daran, besonders da Sophie von ihrem armen väterlichen Hause erzählte, und so natürlich. Aber da sie erfuhr, daß Sophie italienisch fertig wußte, machte sie große Augen. Die wurden größer, da sie selbst So-  
phien

phien singen und spielen hörte. „Wozu das Verschweigen?“ fragte sie. „Das war Herolds Manier.“ Sie selbst, die Base, spielte zuweilen, wenn man sie nöthigte, das Lied: „Ich liebte nur Ismenen,“ und deutete lächelnd an, daß sie in ihrer Jugend — aber sie brach bescheiden ab. Sophie aber hatte es ganz verschwiegen. Das deutete ein Geheimniß an. Aber da kam Friedrich von Werneberg an, seinen Herrn zu besuchen.

Friedrich, der alte Friedrich hatte zwei Manieren, sich mit der Base abzufinden. Er schnob sie an; oder er gab ihr eintige Geheimnisse mehr, als sie wissen wollte.

Friedrich kam, da die Base allein war. Sie brachte dem Alten eine Flasche Wein, und eine halbe Torte, und nöthigte so freundlich — denn sie kannte den lateinischen Waispruch: „In vino veritas!“ recht gut.

Erst brach sie in Lobeserhebungen seines Herrn aus, er mit. Dann war sie in Werneberg, auf Friedrichs Gut



te; dann bei Sophien, bei deren Lobe sie Thränen vergoß.

Friedrich, der so wenig einer Gelegenheit, seinen Herrn zu loben, als Thränen wiederstehn kann, hebt die Geschichte von Herolds Suchen in Kassel nach Sophiens Mutter an. Er ist im besten Erzählen, mit welcher unbeschreiblichen Zärtlichkeit sein Herr die verwaisete Tochter an sein Herz drückt, sie hundert Mal: „Tochter! sein Kind! sein geliebtes Kind!“ nennt. „Ein Vater hätte nicht zärtlicher seyn können, als mein Herr!“ Da aber überspringt die Neugierde Margrets ihre Klugheit. Sie sagt: „Ja! ja, lieber Friedrich, Tochter! Tochter! das Gute hat sein Herr, daß er, vielleicht nur Jugend — Unbesonnenheiten, auf die alleredelste Weise wieder gut macht.“

Das ärgert Friedrichen. Er schmunzelt. Es freut ihm, daß die Base auf unrechtem Wege ist, und da sie schon den Namen Albert ein Paar Mal genannt hat, den sein Herr ihn verboten hat, zu nennen: so schickt Friedrich, ein wenig trunken,

die Wamsell nach Norden statt Süden.  
„Alte Geschichten, liebe Wamsell. Mein Herr war, wie Sie wissen, in der Jugend schön, wie ein gemahltes Bild; da gibt's denn hier Verirrungen und dork. Aber hier war es mehr als eine Verirrung Wamsell. Sie verstehen mich.“

„Nur darf das Niemand wissen, lieber Friedrich.“

„Behüte! Die Mutter war todt, die Tochter lebte.“

„Und ihm, Friedrich, dem alten Vertrauten, gestand er wohl gewiß.“

„Wamsell, was bedarf's Geständniß? Tochter! Seine Liebe verläugnet sie nicht, nur sein Mund.“

Hier glühte die Base vor Vergnügen. Sie holte die zweite Flasche; aber Friedrich sagte, wie ein Schelm in sich lachend: „Weiter weiß ich heute nichts, liebe Wamsell. Holen Sie nichts mehr!“

Nun hatte die Base das Geheimniß, sie drehte es von allen Seiten, um es irgendwo einzupassen.

Noch wollte es sich nicht gebrauchen



lassen, und zum Erzählen hatte die Base kein einziges Geheimniß, sondern zum Handeln.

Da kam Herolds Krankheit und die fürstliche Vermählung, und Ferdinands und Sophiens Alleinsitzen am Krankenbette.

Was da vorging, entging dem Instunkte der Base und dann ihren scharfen Augen ganz und gar nicht. Sie sah Ferdinands finsternes Schweigen, seine Räte gegen Rosalien, sie fing jeden Blick auf, den er auf Fietchen warf.

Jetzt ließ sich das Geheimniß schon einpassen. Sie vertraute Sophie mit halben Worten, daß sie um ihre geheime Neigung wußte, und sie warnte sie vor dem heillosen Unglück, dem sie entgegen ginge.

Sophie reiste ab. Margret sagte, da sie den Wagen rollen hörte, hinter ihrer Jalousie im Schlafzimmer — sie wollte sehen, ob Ferdinand da wäre —: „Fahr nur, liebes Kind! Aber der Faden ist noch nicht abgesponnen.“

Gott sey gelobt, daß ich weiß, was Herold verbrach. Ich kann wie ein Engel zwischen Euch treten, und Euch retten!" Der Wagen rollte weg, und Margret betete für das Glück des armen Mädchens, und für eine sanfte Reue ihres Betters, Herolds.

Beim Abschiede Rosaliens von Sophien sagte Rosalie: „Ach, wenn ich nicht das Herz Ferdinands schon verloren habe.“ Sophien schlug das Herz bei den Worten; aber Rosalie meinte ganz etwas anders mit den Worten, als Sophie schmerzlich vermuthete. Sie zweifelte nicht an Ferdinands Liebe, sie fühlte sich einer Schuld bewußt, die größer war, als ihre kleinen Koketterien, die sie getrieben hatte.

Rosalie liebte Ferdinand wirklich, mehr sogar, als die Mutter nach ihren weltklugen Grundsätzen gern sah. Aber die Vermählungsfeste, die in Sophiens Herzen so viel Unruhe machten, bewegten auch — nicht das Herz,

sondern die Eitelkeit Rosaliens. Das hielt die Mutter so ziemlich für eins.

Der Reichsfreiherr von Sellheim war mit dem fremden Hofe nach \*\*n gekommen, ein junger, liebenswürdiger Mann, den der junge Fürst seiner pikanten Laune oder Satyre wegen sehr auszeichnete. Sellheim war der einzige an seinem Hofe, der aufrecht stand, sogar vor dem Fürsten selbst aufrecht stand. Die Neuheit dieses Anblicks hatte den Fürsten angezogen. Er nannte ihn seinen freien Britten. Sellheim war lange in England gewesen, und er mischte so viel brittische Freimüthigkeit und sogar Laune zu der feinen Urbanität, die er noch in Paris gelernt hatte, daß der Fürst sich geschmeichelt fühlte, diesen Britten an einer bessern Kette zu führen, als an dem Ringe seines Standes.

Sellheim, dessen Güter seit drei Geschlechtern verschuldet waren, nahm am Hofe kein Amt. Er begnügte sich damit, der Vertraute des Fürsten zu heißen, und seine Hände, ungesehen, in jedem Spiel



zu haben. Er verstand seine Rolle, die er spielte, sehr wohl; nur Andere verstanden ihn nicht, selbst der Fürst nicht, und eben das machte ihn sehr mächtig.

Auf einem Balle, zu dem auch die vornehmsten Bürgerlichen geladen waren, stand Sellheim nicht weit vom Eingange neben einem Kammerherrn des \*\*n Hofes, der ihm das Sündenregister jeder eintretenden Dame nannte.

Da trat rauschend ein, mit reichen Edelgesteinen bedeckt, mit gebietendem, offnem, schönem Auge, Rosalie. „C'est la reine de Golconde!“ zischelte der Kammerherr. „Wie ihre Steine ist ihr Leben, ächt, ohne Flecken, ihr Geist so reich wie ihr Schmuck, und das wahre Rosenmädchen, so heißt sie auch, Rosalie!“

„Und ihre schwache Seite?“

„Ist ihr Oheim, der die stolze Königin für einen Kommiss seines Komptoirs bestimmt hat.“

„Ein ehrlicher handfester Bürger, der nichts zählt, als Prozente?“

„Handfest? Wohl! Sonst ein Mann der imponirt, mit seinen Millionen nicht so sehr, als mit seinem Charakter.“

„Und die Königin von Soltonda laßt Ihr Euch entziehen? Trotz ihres Oheims und des Komptoristen? Pah!“

„Das ist ihre Mutter, die für drei Buchstaben vor ihrem Namen und für eine Hofgesellschaft das Leben gäbe.“

„Und Ihr laßt Euch die Tochter nehmen? Stellen Sie mich der Mutter vor.“

Gellheim wurde vorgestellt, die Mutter stellte ihm Rosalien vor. Man kannte seinen Namen, seine Bedeutung. Man sah die Auszeichnung, die er Mutter und Tochter machte. Die Mutter schwamm in Entzücken. Rosalie hatte genug von dem deutschen Briten gehört, um vor ihm glänzen zu wollen. Ihr Geist sprühete Funken, und Gellheim war den ganzen Abend an ihrer Seite.

Der junge Fürst redete im Vorüberzuraschen ein Paar vertraute Worte mit

seinem Dritten, drohete, mit einem Blick auf die schöne Rosalie, ihm mit dem Finger, und wieder nach ein Paar Worten, die ihm der Dritte im Kreuzen zuzischelte, trat der junge Fürst an Rosaliens Seite. Des Fürstens Unterredung wurde angelegentlich. Rosaliens Mutter, die sich mit froher Glut auf den Wangen näherte, wurde in's Gespräch gezogen.

Der Fürst bedauerte, daß er nicht früher die schöne Königin der Stadt gesehen. Es wurde mit Lachen und im vertraulichen Scherz eine Parthie verabredet, wo ihr Haus gebeten werden sollte, und der Anfang war gemacht.

Der Dritte tanzte mit Rosalien, der Fürst auch. Man schied lachend aus einander.

Der Reichsfreiherr hatte nichts gemeint. Er wollte nur dem Registerschreiber der eintretenden Damen einen Beweis geben, wie leicht die Königin von Golkonda zu verwickeln sey; aber — aber — der junge Herr fand bei Rosa-

lieu so viel Geist und Anmuth, in ihrem Tanze eine unwiderstehliche Grazie, in ihrem Wesen eine so edle Freimüthigkeit, die selbst ganz nahe an Satyre wegstreifte, so viel Wiß, so helle Augen in der Beurtheilung des Menschen, daß er sagte: „Wahrhaftig, sie hat mehr als ein Golkonda, sie hat Geist und Adel.“

„Was sollte das gestern, Geheim?“ fragte der Fürst. „Das Mädchen ist hübsch, schön sogar, und wenn sie redet, eine Zauberin, und dazu die reichste Erbin hier im Lande. Ich weiß, daß das Sie nicht reizt.“

„Oho!“ Wohl reizte ihn das, obgleich er davon schwieg. Denn wußte er nicht jetzt schon durch seinen Kammerdiener, daß Rosaliens Oheim, Herr Herold, in allen großen Handelsstädten seine Komptoire, daß er für den \*\* Hof, und für den \*\* Hof die großen Anleihen vermittelt hatte? Er dachte mit Schauder an seine verfallenen Güter, und mit steigender Lust an Rosaliens üppig-blühende Schönheit, an den Reich-

thum ihres Geistes, mit Ernst an den Oheim, mit Spott an ihren Verlobten, den Wechselschreiber.

Er hat lachend den Fürsten, dafür zu sorgen, daß die Familie Salm gebeten und recht eigentlich von ihm ausgezeichnet würde.

Sein Plan schwankte noch, aber er gewann mit jeder Minute eine Festigkeit mehr.

Bei Rosalien bewegte es sich auch: Die Mutter reichte der geliebten Tochter beim Ausziehen zehn Mal die Hand mit einer holdseligen Freundlichkeit; aber Rosalie sah sauer aus, wie Essig.

Am andern Morgen erzählte die Mutter in ihrer Töchter Gegenwart die Bewerbungen des Reichsfreiherrn, des Günstlings des Fürsten, der Base so gleichgültig, als kündigte sie das Wetter an. Sie wollte erst listig wissen, was die Base meinte. Aber die Base sah noch viel gleichgültiger aus, und redete von ihren Hunden. Denn sie wollte erst wissen, was die Mutter meinte.

Die Mutter rückte hervor und die Base sagte: „Aber Ihr Herr Bruder? Und dann Ferdinand?“ Die Mutter seufzte und brach ab. Rosalie lächelte und ging.

Nach drei Tagen wurden Salm's gebeten. Die Mutter glühete, die Base schüttelte den Kopf, und Rosalie suchte den reizendsten Puz aus. Sie kamen nach Mitternacht triumphirend zu Hause; denn der Fürst hatte — Gott, wie gnädig! mit der Mutter eine halbe Stunde geredet, die junge Fürstin hatte Rosalien auf die Stirn geküßt. Die Base schüttelte den Kopf noch ärger, und nannte die Namen: Herold und Ferdinand, und warnte sehr ernstlich.

„O!“ rief die Mutter — „Niemand nimmt Theil an den schönen Hoffnungen der Mutter. Ich kann schweigen!“ Sie ging.

„Schweigen? Ich auch!“ sagte die Base lächelnd.

Die Base war gar nicht gegen die Ehre ihrer Familie. Sie wußte schon von

dem Reichsfreiherrn, was eigentlich ein Reichsfreiherr ist, und warf sich stolz in die Brust bei diesem Gedanken. Sie wußte, daß er verschuldet war; aber dafür war Rosalie ihres Oheims Erbin; wenn nur auf Ferdinand die Schuld fielen, und sie dachte mit einem freundlichen Lächeln an Sophiens und Ferdinands Alleinseyn am Krankenlager des Oheims.

Die beiden Namen: Herold und Ferdinand, setzten die Mutter in Verwirrung; denn die Base erklärte den Rang eines Reichsfreiherrn, seinen Sitz und Stimme auf dem Reichstage mit allen Fürsten.

Die arme Rosalie, die noch eben Ferdinands Parthei hielt, sog das süße Gift aller dieser Ehren in die offene Seele.

Dann aber sagte die Base, daß die reichsfreien Güter Sellheims bis auf den letzten Ziegel verschuldet wären, und daß es also zweifelhaft sey, ob er um

Rosalien oder um Herolds Erbin sich bewürbe.

Schnell erklärte sich Rosalie und mit einem aufrichtigen Eifer für Ferdinand.

Die Base sagte sehr ernst: „Eine kleine Untreue, Rosalie, ist auch eine Untreue!“

„Ich mag nichts weiter davon hören,“ riefen Beide, Mutter und Tochter, zornig, und ließen die Base allein.

„Schwache, unbeständige Menschen!“ rief Margret mitleidig. „Ich aber danke meinem Gott und Herrn, daß ich nicht bin wie sie.“

Aber nun fuhr die Frau von A. und die Frau von B., und so weiter vor, und erzählten, wie gnädig der junge Fürst und seine Gemalin über Rosalien sich geäußert, und mit welcher zarten Leidenschaft Sellheim von Rosalien geredet.

Die Mutter sah die Base an, und die Base sagte: „Es ließe sich machen. Sie sehen, daß Rosalie die Schuld

des Bruchs nicht tragen darf, sondern Ferdinand.“

„Wie ist das zu machen?“

„Können Sie schweigen, vorzüglich gegen Rosalien? Sonst sage ich Ihnen vorher, ist alles verloren. Diese Sophie —“

Die Mutter starrte einem Geheimnisse entgegen. „Ich hasse diese Sophie, Vase.“

„Was thut sie Ihnen? Wie ungerecht! Diese Sophie wacht am Krankenbette Ihres Bruders; Ferdinand auch. Sie sehen das nicht gern. Sie sollten nichts lieber sehen, als das.“

„Nein, nimmermehr, Vase! Diese Sophie sollte —“

„Was?“

„Ferdinands Hand erhalten? Nein!“

„Seyn Sie ruhig. Er erhält sie nicht.“

„Wenn er —“

„Auch wenn er sie liebte, was er thut — auch wenn sie ihn liebte, wozu sie auf dem Wege ist.“

„Sie kennen Ferdinanden, sie kennen die Liebe meines Bruders zu Beiden.“

„Eben darum. Aber eben so gewiß weiß ich, daß diese Verbindung unmöglich ist. Juliette — was sagen Sie dazu?“

„Unmöglich? Wie?“

„Das wissen nur zwei Menschen. Ich und Ihr Bruder. Seyn Sie ruhig!“

Die Mutter kannte die Base, und wurde ruhig, und Rosalie, obgleich sie geschworen hatte, nur des süßen Triumphs zu genießen; einen so edlen Mann, wie Sellheim war, besiegt zu haben, und des noch süßern Ferdinanden dennoch treu zu seyn, ging mit ihrer Mutter in alle Gesellschaften, und in allen unringte sie die Schmeichelei, die Gnade des Fürsten, der Fürstin, das Treiben der Mutter, und sie that zitternd jetzt einen kleinen Schritt, jetzt wieder einen, vorwärts bis  
an

an die Gränze, über die, schwor sie, keine menschliche Macht sie wegführen sollte.

Um diese Zeit reiste Herold nach Stalien. Die Base warnte Sophien, auf ihrer Hut zu seyn, gegen Ferdinands Liebe. Sie brachte Sophien zum Zittern, und zu dem Entschlusse, abzureisen. Sie reiste ab. Die Mutter war unendlich glücklich; denn sie war ihrer Aufseherin los. Ferdinand zog auf den Garten. Die Mutter dankte für die Feinheit seines Gefühls des Schicklichen. Alle waren nun fort, die ihr im Wege standen. Wie Sophie sagte; die Bedienten liefen mit Karten, die Wagen rollten, und der Reichsfreiherr war in jeder Gesellschaft.

Aber für Rosaliens großmüthige Schwüre der Treue mußte ihr Niemand Dank, nicht einmal Ferdinand, der auf seinem Garten Elegien brütete, und in dem Bosket, wo er seine Geliebte zuerst und zuletzt sah, sein finsternes Leben zubrachte. Das nahm doch am Ende Rosalie übel, und mehr aus Rache als



Liebe that sie dem Reichsfreiherrn einige kleine Schritte entgegen, die aber doch nichts entschieden.

Die Mutter wurde ungeduldig. Sie wendete sich an die Base um Entscheidung.

„Wenn ich soll, wenn Sie es wollen; denn Sie sind Mutter, nicht ich! Aber ich warne Sie. Sie verwirren die einfachsten, ruhigsten Verhältnisse.“

„Freilich, ich zittere vor meinem Bruder.“

„Der ist in meiner Gewalt!“ sagte Margret mit einer stillen Majestät. „Ich fürchte nichts, als die ungewisse Zukunft.“

„Geben Sie mir Sicherheit gegen meinen Bruder; die Zukunft nehme ich auf mich.“

„Gott! die vermessenen Sterblichen!“ seufzte die Base.

Aber sie war selbst vermessen. Sie vermaß sich die Fäden des Schicksals in ihrer Hand zu haben. Das war ihr Triumph. Sie fuhr hinaus auf den Garten, wo Ferdinand war, den sie haßte.

te, und dachte an Sophien, die sie haßte, und an Herold, den sie haßte.

Sie trat leise in's Haus, hörte, daß Ferdinand abwesend war, ging auf sein Zimmer, fand, was sie hoffte, Papiere von Ferdinands Hand. Sie wußte längst, daß er viel schrieb, und seine Papiere liegen ließ.

Sie fand sogleich ein Gedicht an die Geliebte. Der Name Sophie kam zwar nicht vor, aber Anspielungen genug auf Sophien.

„Den habe ich,“ sagte sie und steckte das Papier ein. Niemand wußte, daß sie auf dem Zimmer gewesen war.

Dann kam Ferdinand.

„Sie lassen sich gar nicht mehr in der Stadt sehen, Better. Hübsch ist das nicht. Das könnte die Geduld selbst eifersüchtig machen.“

„Eifersüchtig?“

„Ja, eifersüchtig, Better. Die Eifersucht, denken sie lächelnd, befeuert die Liebe; aber sie kann sie auch tödten. Kofalkiens Liebe hat in der That genug für



Sie gethan, bei einer Liebe, wie Ihre, die durch einen Ring mit fremden Buchstaben sich anfangs schon so zweideutig erklärte. Können Sie es Rosalien verdenken, wenn sie aus Rache die Bewerbungen eines liebenswürdigen Mannes annimmt?"

Ferdinand schwieg; aber sein Herz fing mächtig an zu schlagen.

"Sie fragen nicht einmal, was ich meine?"

"Die Frage wäre eine Beleidigung für Rosalien."

"Oder ein geheimer Wunsch, es möchte so seyn, macht Sie verstummen. Rosalie ist in dem Falle, sage ich Ihnen. Die Eifersucht kann ein Herz weit treiben, weit über die Gränze hinaus. Sie können das vielleicht sogar wünschen, Herr Ferdinand, denk' ich, wenn ich mich recht auf Menschen verstehe."

Da stand Ferdinand, der die Basse vom Herzen verachtete, beschämt, wie ein Schulknabe vor ihr, sich selbst verächt-

lich, weil die Vase ein Recht hatte, ihn zu verachten.

Mit einer Wärme, die Zorn auf die Vase war, sagte er: „Wer ist's? Ich will Namen, Beweise.“

„O Wetter, ich kann immer frei herausreden. Der Reichsfreiherr von Gellheim, der vertraute Freund des jungen Fürsten von \*\*n, voll Liebenswürdigkeit und voll Schulden, bewirbt sich um die reizende Rosalie, auch wohl um Herolds reiche Erbin. Sie sehen, ich verhehle gar nichts. Sie können denken, welchen Eindruck das auf die Mutter macht, die hinauf möchte, und die nur eine Entschuldigung für ihren Bruder sucht, die Sie ihr geben.“

„Ich?“

„Sie mit Ihrer Absonderung von Rosalien, mit Ihrem finstern Ernst, mit Ihrer Kälte.“

„Ich?“ fragte er wieder im höchsten Grade verwirrt.

„Ich spreche die Mutter nicht los von ihrer Schuld: werde ich Sie lössprechen?“

Rosalie allein ist unschuldig. Was Sie wünschen, wünscht die Mutter auch, eine unschuldige Auflösung der alten Verbindung. Was Sie auch noch weiter wünschen können? — Nein, lieber Vetter, ich muß schweigen! Ich muß!”

So gedemüthigt war Ferdinand noch in keiner Minute seines Lebens gewesen. Er konnte nicht Worte, nicht Gedanken finden, eine heiße Schaam brannte in den Tiefen seiner Seele. „Welche Schuld,“ fragte er, endlich im Zorn ausbrechend — „kann man mir beimessen?“

„Ich will Ihres Oheims Krankenzimmer zu Zeugen nehmen!“ sagte die Kasse lächelnd, und warf das arme Mäuschen spielend aus einer Tasse in die andere.

„Zum Teufel, Margret; ich fodre, welche Schuld ich auch zu tragen habe; aber das fodre ich mit furchtbarem Ernst: Sie sollen in ihr Gewebe von Wahrheit und Lüge einen ehrwürdigen Namen nicht hineinmischen, einen Namen —“

„Den Namen Sophie,“ sagte die

Vase gutherzig und unschuldig — „mehren Sie? Ich mische ihn nicht hinein; aber hüten Sie sich, Ferdinand; lieber Wetter, hüten Sie sich, ihn hineinzmischen. Rosaliens Mutter ist zum mindesten eben so schuldig, wie Sie. Sie sehen, daß ich so ziemlich alles weiß. Ich wollte, Wetter, Sie könnten mir vertrauen. Ich könnte dann reden.“

„Ich? Ihnen? Vase, Ihnen?“ sagte er stolz. „Dann hätte ich die Achtung für jenen Namen verloren, und die Achtung für mich selbst aufgegeben. Sie haben meine Verwirrung gesehen; aber diese Verwirrung ist edler, als der stolzeste Augenblick Ihres Lebens! Ich habe nichts mit Ihnen zu reden.“ Er bückte sich und ging.

„Armer Prahler!“ sagte die Vase leise, aber zornig, und desto zorniger, weil sie mit ihm eben eine Art von Mitleiden gefühlt hatte.

Sie fuhr, um nachzusinnen, was zu thun war, noch eine Stunde spazieren; dann kam sie zu Hause. Ferdinand

begegnete ihr. Er kam aus dem Zimmer der Geheimeräthin.

Ferdinand war sogleich in die Stadt geflogen, um das drückende Gewicht seiner Schande durch ein freies Geständniß gegen Rosalien oder die Mutter, gleichviel gegen wen, von seiner Seele los zu werden.

Rosalien fand er nicht zu Hause; die Mutter war allein. Er ging zu ihr.

„Sie wissen, liebe Tante, es war meines theuren Oheims Wunsch, daß Rosalie mein werden sollte. Ich habe eben eine Unterredung mit Margret gehabt, die mir die Schuld bekennt, wenn meines Oheims Wunsch nicht erfüllt würde. Wie dem auch sey, meine theure Tante, so erkläre ich Ihnen mit der Wärme eines tiefverwundeten Herzens, daß von diesem Augenblick an kein Zweifel mehr darüber, was ich der edlen Rosalie schuldig bin, an mir haften soll. Ich muß Sie bitten, den Tag meiner Verbindung mit Rosalien zu bestimmen. Für

die Einwilligung meines Oheims bürge ich.“

Die Tante saß da unbeweglich, als sähe sie Gespenster. Nach langem Besinnen sagte sie höchst freundlich: „Ohne den Willen meines Bruders kann ich nichts thun, lieber Ferdinand.“

Sie war in einem gewaltigen Irrthume. Sie legte Ferdinands Eile und Wärme für Liebe aus. Sie glaubte, die Vase habe sich geirrt in ihm. Sie wollte also nur dem Reichsfreiherrn und Rosalien, und am meisten sich selbst Zeit verschaffen. Sie dachte gar nicht daran, Ferdinand en irgend eine Schuld beizumessen. Sie zitterte vor nichts mehr, als daß Ferdinand Rosalien treffen möchte; dann, sah sie voraus, waren alle ihre Pläne zerstört; denn Rosalie liebte ihn, trotz der Reichsfreiherrn's Krone, die ihr die eitle Mutter stündlich vormahnte.

Sie war also unbeschreiblich gütig gegen Ferdinand, sagte ihm hundert Mal: „Sie kennen ja die Vase wohl!“

schoß alles auf ihres Bruders Zurückkunft; der, wäre auf einer Seite irgend eine Schuld, was sie nicht glaubte, doch entscheiden mußte, als Rosaliens Vater.

„Ich würde.“ setzte sie mit einem angenehmen Wesen hinzu — „zu weiblich entscheiden; ich würde kleine Irrthümer verzeihen, und würde Ihren edlen Charakter, lieber Ferdinand, der jedes großen Opfers fähig ist, zum Bürgen für Ihre Liebe nehmen. Thun wir das nicht immer, und mehr oft als das?“

Sie gab ihm einen Auftrag, der ihn für den Abend entfernte, damit er Rosalien nicht spräche.

Er ging, und die Base trat in's Zimmer, jetzt recht zornig auf Ferdinand, weil er mit einem prahlenden Blicke neben ihr weggelaufen war.

„Das ist's, was Sie mit Ihrer Allmacht konnten, Base. Er verlangt von mir, ich soll den Tag der Verbindung bestimmen. Er ist unschuldig. Ich weiß nicht, worauf Sie fußen mit seiner Liebe zu Sophien.“

„Auf mich!“ sagte die Base. Sie ließ sich erzählen.

„Ich wollte Rosalien aus dem Spiel lassen!“ rief sie zornig — „aber jetzt! Wo ist Rosalie?“

Sie kam.

Die Base — sie konnte es nicht lassen, jedes Herz auf die Folter zu bringen — sie erzählte der armen Rosalie, wie Ferdinand an Herolds Krankens-  
bette — „Du weißt, Rosalie, wie oft ich Dich warnte, nicht zu viel abwesend zu seyn!“ — in Sophiens Gesellschaft, unter ihrem reizenden Gesange, unter den anmuthigen Gesprächen des hübschen, listigen Mädchens — kurz, er liebt Sophien.

Rosalie erblaßte; aber sie widersprach. Sie berief sich auf Sophiens Charakter, und daß ja niemand wisse, wo sie wäre.

„Niemand, als der es wissen soll, Rosalie. Vier Wochen nach Sophiens Abreise sendete Ferdinand ihr ein großes Paqet Schriften.“



„Es ist nicht,“ rief Rosalie warm  
— „es ist nicht! O Mutter, Sophie  
war nicht so boshaft.“

„So lies!“ sagte die Base höhniſch  
lächelnd und reichte Rosalien das Ge-  
dicht von Ferdinands Hand.

Rosalie las und erblaſte. Die  
Base flüſterte der Mutter leiſe zu: „Ich  
habe eine Reichsfreiherrin gemacht.“

„O die Falſche!“ rief Rosalie  
ſchluchzend — „o die Schlange! O dieſe  
giftige, zifchende Schlange!“

Sie las wieder. Es war von dem  
leſten Abſchiedskuſſe die Rede, den Fer-  
dinand der Geliebten in ihrem Boſket,  
das ihre ſtille Liebe geheiligt hatte, gege-  
ben, und ihre Liebe hatte ſie in einer Ohn-  
macht verſiegelt. Es waren Anſpielun-  
gen auf des Oheims Krankenbett darin.  
Die Flamme einer unendlichen Liebe loders  
te aus dieſem Gedicht.

„Sie war es, die Geliebte, die er  
zuerſt im Vaterlande geſehen hatte, im  
Boſket. Er hatte ſie für Rosalien  
gehalten.“

„Was ist das?“ fragte bitter-zärend auf Sophien Rosalie.

Mutter, die Base, Rosalie führen in den Garten. Der Gärtner wurde über Tag und Stunde vernommen. Es war richtig. Den Tag vor seinem Erscheinen hatte er Sophien schon im Garten gesprochen. Von dem Tage hatte die Liebe angefangen.

„O diese Sophie!“ rief Rosalie — „o wer schafft sie mir zur Stelle, daß ich ihr nur einmal mit dem Stolge meiner Unschuld in's Gesicht sagen kann: „Du falsche, giftige, verächtliche Seele!““

„Nein! nein! Dieses Band soll er nicht schließen, dieses nicht, und sollte ich das unglückselige Opfer werden, und müßte ich dem falschen, treulosen Manne meine Hand geben!“

„Es bedarf keines Opfers, Rosalie,“ sagte die Base. „Er liebt Sophien, er weiß, wo sie lebt; er wechselt Briefe mit ihr; aber sein wird sie nicht. Ich habe Ein, nur Ein Wort, was sie auf ewig trennt.“

„O welches, liebste Base? Sagen Sie mir das Wort!“

„Das Wort taugt für Dich nicht, Rosalie. Es ist mein Eigenthum. Die Rache soll es nicht gebrauchen, sondern die christliche Liebe.“

Sie fuhren zu Hause. Die Mutter war unendlich glücklich.

Am andern Morgen schlug Rosalie den Ring in Ferdinands Gedicht, schrieb unter das Gedicht die Worte: „Mein Herr, ich ermahne Sie, vorsichtig mit ihren Papieren zu seyn. Da Sie gestern von meiner Mutter kamen, zogen Sie dieses Papier mit ihrem Tuche aus der Tasche. Meine Jungfer fand es, und brachte es mir.“

„Auf diesem Wege hätten Sie es nun freilich nicht verlieren sollen. Leben Sie wohl! Ich hoffe, wir werden uns nicht wiedersehen! Rosalie.“

Die erste Empfindung Ferdinands war: Er fühlte sich zerschmettert von der Last der Schande, die er nie wieder, nie von sich abwälzen konnte. Er erschien

Rosalien und ihrer Mutter als ein Lügner, als ein Betrüger, und nimmer, nimmer durfte er sich jetzt Sophien nähern.

Er warf sich verzweifelnd in das Bosset. Er gab sich selbst auf; denn er fühlte sich verächtlich. In diesem Augenblick schien es ihm, als müßte er alle Menschen fliehen, dem Glück, der Ehre, allem entsagen; denn in dieser Minute, da er Rosaliens Mutter um ihrer Tochter Hand bittet, in eben der Minute spielt er, so mußte Rosalie glauben, ihr das Gedicht in die Hand, in dem er seine Liebe zu Sophien mit Flammenzügen mahlt, in dem er Sophiens Engelreine Unschuld der Eifersucht Rosaliens, der Rache der Mutter und Margrets giftiger Zunge Preis gibt. Wie konnte er da sich rechtfertigen.

Er schloß sich auf sein Zimmer, er machte die abentheuerlichsten Plane, sich von der Schande loszumachen, und da das nicht ging, von den Zeugen seiner Schande.

So blieb er acht Tage verschlossen; bis Brinke endlich drohete, die Thür einzuschlagen, wenn er ihn nicht einliese.

„Was hast Du, Ferdinand? Was verkriechst Du Dich wie ein Bösewicht? Das that Dein Oheim nie! Zum Henker!“ Aber hier sah er die Blässe, das kummervolle Gesicht seines Lieblings, und er drang in ihn, ihm zu entdecken, was ihn so bewege.

„Was? Wie? Ist es etwan, o lieber Ferdinand! Ist's etwan noch die alte Liebe zu Sophien?“

Ferdinand schüttelte den Kopf.

„Denn sonst ließe es sich jetzt machen; und wenn auch Dein Oheim ein wenig sauer dazu sähe. Du weißt nicht, wie lieb er Fietchen hat.“

Ferdinand hörte zwar hoch auf; aber er schüttelte dennoch den Kopf, und Brinke fuhr mit Wärme fort: „Denn die Mutter hat einen Baron auf dem Korn, und wer weiß, ob nicht auch Rosalie?“

„Ich bitte Dich, schweig!“

„Wer weiß, ob sie nicht jetzt einen  
Vor-

Vorwand suchen, Deiner los zu werden?  
Rosalie so gut wie die andern.“

„O geh zum Teufel, Alter.“

„Vor sechs Wochen ging's schon an.  
Ich habe meine Spione auch, so gut,  
wie die Base. Aber Du hattest keine  
Augen, als für einen Jemand, der den  
kranken Oheim pflegte, sonst hätten sie  
sehen müssen, wie Rosalie sich her-  
ausschmückte mit allen Steinen, die zu  
haben waren — Ich kann Dir's wohl  
sagen, auch mit falschen. Weh, wenn  
das ihr Oheim gewußt hätte. Nun, sie  
traten recht leise auf; ich hätte auch nichts  
gemerkt, wenn die Base sich nicht hinter  
einen Komptoristen gesteckt hätte, der sich  
nach dem Vermögen des Barons erkundig-  
en sollte. Da that ich die Augen auf,  
Ferdinand, und sah und hörte, was  
nicht gut war.“

„Da ging der Oheim, Fietchen  
mußte gehen, so nahe legten sie es dem  
armen Mädchen; Du gingst aus Delle-  
katesse, rühmte die Mutter, auf den

Garten. Da hatten sie das Reich allein,  
und Rosalie —“

„Ich weiß das besser! Um's Himmels  
Willen, schweig, alter Mann!“

„O ja; aber Frau Baronin klingt besse-  
rer, als Madame Dorn schlecht weg!  
Die Worte waren Rosalien doch ein-  
mal gegen ihre Jungfer entfahren, die sie  
mit dem Baron neckte.“

„Ist eine höllische Lüge! Ich weiß es  
besser.“

„Eine Lüge? Meinst Du, junger  
Mensch, ich soll Deinetwegen an zu lügen  
fangen? Meinst Du? Dieses Ohr hat  
die Worte gehört. Ich stand in der off-  
nen Thür. Ich sollte der Mutter Geld  
bringen. Eine Lüge! Geh einer den  
Hasenfuß!“

„Brinke, sie sagte das? Rosa-  
lie?“

„Sie that noch viel mehr. War es  
ihr Ernst? Gut! so bist Du frei; war's  
Spaß? Auch dann bist Du frei, denk' ich,  
denk' ich! Habe ich Recht?“

„Du weißt nicht, Brinke!“

„Ich weiß, daß man Deiner gern los wäre. Und wüßte man, daß Du —“

„Man weiß — o geh zum —“

„Ich weiß — die Vase ist auf Deinem Zimmer hier gewesen, und hat ein Gedicht gehascht, und da hast Du Deinen Abschied. Du hast die Schuld, und die suchten sie. Weißt Du, wo Fielchen ist; sie glaubens.“

„Ich weiß es.“

„Nun, was stehst Du hier und wirst zum Schatten. Auf, zu Fielchen! sag: „Ich bin frei, Fielchen!“ und so weiter. Für den Oheim steh' ich.“

Man denke, welch eine Menge Flammen der Alte mit diesen Worten in Ferdinands Busen warf. Er stürzte sich in seine Arme, fragte nach den nähern Umständen, und Brinke, der fest überzeugt war, die Mutter, Margret und Rosalie wollten Ferdinand los seyn, um den letzten Wunsch zu erreichen, in einen höhern Stand emporzusteigen, erzählte, was er wußte und nicht wußte, und der Alte wußte in der That Mancher.



lei, was aus der Geheimeräthin Vandoir durch ihre Jungfer, die ihre Vertraute war, durch einen hübschen Schreiber in's Komptoir überging.

Er machte Ferdinanden so viel Muth, hezte so geflissentlich zu, drang als entscheidende Maasregel auf eine schnelle Reise seines Lieblings zu Fielchen, die ebenfalls sein Liebling war, schalt mit Ferdinanden so kräftig, daß er sich von der plumpen List der drei Weiber so hätte in's Netz jagen lassen, daß er richtig Ferdinanden überredete, zu Sophien zu reisen, und die Sache — wo möglich, Ferdinand, durch den Prediger! — richtig zu machen.

Der alte Brinke war so vergnügt über sein Heldenstück, daß er weiter ging, als er zu gehen pflegte; er beschloß, die Base Margret einmal auf ihre eigene Weise mit ihren eigenen Waffen anzugreifen. Er brachte der Base die Zeitungen, deren Lauf-, Trauungs- und Todesanzeigen sie las, persönlich auf ihr Zimmer; und die Base nahm sehr gnädig sogleich

das Gespräch auf, und war mit einem Schritt am Ziele. „Sie fragte: „Ferdinand lebt sehr einsam und betrübt? Nicht?“

„Ja, liebe Wamsell. Ich habe ihm eine kleine Reise gegen sein Uebel verschrieben.“

„Um die Welt, Herr Faktor?“

„Nein, Wamsell, recht in die Welt, eine Heirathsreise, wenn's anders Gottes Wille ist.“

Die Base stuzte; das war sie nicht vermuthen.

„Er war in Verzweiflung, der arme Junge; denn er glaubte der Schuldige zu seyn. Aber mit ein Paar Worten hatte er es weg, wie das alles hatte kommen müssen.“

„Und wie hatte es kommen müssen?“

„Frau Baronin klingt besser, als Madame Dorn schlechtweg; der Kursaal am Hofe ist glänzender, als ein Komptoir.“

„Ei, ei, Herr Faktor, Sie errathen das, wovor ich warnte.“

„Nur fehlte der Vorwand noch. Den fanden Sie: Ferdinands Liebe. Das paßt vortrefflich, Mamsell. Wir werden alle glücklich werden.“

„Ferdinand nicht. Ich warne Sie, lieber, guter Herr Faktor. Ich warne Sie dringend. Halten Sie ihn, und wollen Sie nicht, so muß ich den unglücklichen jungen Menschen halten.“

„Was wollen Sie? Sie halten ihn nicht.“

„O ihr armen, schwachen Menschen!“ sagte sie seufzend, und ließ den Faktor stehen.

Ferdinand machte Anstalt zu seiner Reise. Die Base wußte alles. Sie liebte das Hochtragische, und darum trat sie erst den Tag vor seiner Abreise zu ihm in das Bosket, wo er ein lachendes Gemäße von seinem Arkadien baute.

Sie war wieder gekleidet, wie die Göttin des Schicksals, schwarz und weiß. Den Trauerschleier auf ihrem weißen

Haar umflocht eine Perlenschnur. Sie wußte sich zu kleiden, um Eindruck zu machen.

So trat die lange Figur mit dem blasfen Gesicht zu Ferdinand, und hob an: „Morgen wollen Sie fort? Zu Fietchen? Armer Ferdinand! Daß Sie Fietchen liebten, ist nicht Ihre Schuld. Sie sahen Sie hier zuerst. Ihre Schuld war der Unheil bringende Ring, den Sie Rosalien gaben, und auch der nicht. Das Schicksal, das spät aber dann streng rächt. Fragen Sie nicht, Ferdinand; denn ich darf nicht reden; aber bleiben Sie. Ich beschwöre Sie, bleiben Sie.“

In dem Tone der Dase war so viel Mührendes, daß Ferdinand erschüttert wurde; aber eben darum antwortete er barsch: „Ich bleibe nicht. Mögen Sie es wissen. Ich gehe zu Sophien, und kann die reinsten Liebe sie überreden, so wird sie den Tag noch, die Minute noch mein Weib, damit Ihr Spiel ein Ende hat.“



„Mein Spiel? Guter Gott! So höre, Du unglücklicher Mensch! So höre! Sophie ist Deine Schwester!“

Da verleinerte der Schrecken den Jüngling zum weißen Marmor.

Die Base verstand zu weffen. Hätte sie ihn nicht hier zum ersten Mal Du genannt, wären aus ihren Augen nicht Thränen hervorgebrochen: er hätte nur gelacht. Denn nach zwei Minuten, da er schnell Sophiens Schicksal überließ, lächelte er wieder, und sagte höhniſch: „Ich weiß, wie stark Sie in Erfindungen sind.“

„Deine Mutter,“ hob sie ernst und wehmüthig wieder an — „hieß Adels-Heid; aber nicht Dorn.“ Herold lernte sie kennen in den Jahren, wo die Leidenschaft mächtiger ist, als der Charakter, als der tugendhafteste Vorsatz. Herold war ein edler Mensch, das weiß Niemand besser, als eben ich. Ob Deine Mutter ihm angetraut war, weiß ich nicht. Ich glaube fast nicht.“

„Himmel! Was sagen Sie, Base?“

„Den ersten Buchstaben zu einem Gewebe von Vergehungen, deren Folgen über die unschuldigen Häupter seiner Kinder herabstürzen. Daß Du sein Sohn bist, weiß ich aus einem Briefe an Deine arme Mutter.“

„Sie starb hier in seinen Armen, und Du warst sein Sohn! Ein dunkles Verhängniß hinderte ihn, Dir seinen Namen zu geben.“

Ferdinand stand tiefsinnig da. Er durchlief sein Leben schnell, die Liebe Herolds zu ihm, Brinkens dunkle Worte, wenn von seinen Eltern geredet wurde. Er zweifelte nicht.

„Aber! Sophie!“ rief er kalt, fast verzweifelt. „Sophie, meine — Schwester? Sophie?“

In dem Augenblicke fiel ihm ein, daß Waryell den Namen Schlicher, seines Vaters Namen, verläugnete; es fiel ihm ein, daß er in dem letzten Briefe über den Namen so seltsam geredet hatte. Er fing an zu zittern, und die Base, die jetzt auf gewissen Boden stand, fuhr



weniger tragisch fort: „Ihr Vater, lieber Ferdinand, fand in Kassel die schöne Tochter einer Madame Waldur, Sophiens Mutter. Er liebte sie unendlich. Sie waren aus Italien. Wie ihr Verhältniß mit Herold war, weiß ich kaum; ein dunkler Schleier ruht darauf, auf den weder Herolds, noch der Familie Charakter — es war eine edle, und wie man es jetzt nennt, eine gentile Familie, die vielleicht als Fremde die Form unsers Lebens nicht achteten — Licht wirft.

„Der Sohn, der älter ist als Sophie, ist ein Jahr jünger, als Sie.“

„Ja! Das ist er!“ rief Ferdinand, höchst unruhig.

„Ob diese Untreue der Gram Ihrer Mutter war, wer weiß es? Aus ein Paar Worten, aus einem Briefe an Ihre Mutter, sollt' ich's fast glauben. Diese Leidenschaft zu der schönen Italiänerin hat sehr lange gedauert; denn Sophie ist vier Jahr jünger, als ihr Bruder. Die schöne Geliebte verschwand mit ihren bei-

den Kindern, während Herold in Italien war, und wer weiß, wo.“

„Ich bin gewiß, Ferdinand, Ihr Vater suchte nur eine treue Geliebte für sein Herz, das vielleicht nur ein weibliches Ideal suchte, was unmöglich war. Denn treulos war er nicht, obgleich ein wenig ungebunden. Sein Sinn war die höchste Freiheit, die kein bürgerliches Verhältniß beengen durfte, mich dünkt, der gewöhnliche Fehler aller jungen Leute, welche die Dichtkunst erzieht, die auch die strengen Grundsätze des Christenthums zu ihrem Spiel macht. Ich will nicht richten.“

„Woher, um aller Himmel willen, wissen Sie das alles?“

„Das werden Sie hören. Endlich fand dieser edle, freie Mensch das Ideal, was er suchte, was Er suchen durfte; denn sein Herz konnte geben, was er foderte. Er fand es in Italien, am Gardasee, bei einer Luise Vern, von der er den Ring hatte, den Sie Rosalien gaben.“

Ferdinand fuhr bei diesem Namen

zurück; denn sie kamen in Marzells Briefe vor. Er sah die Prophetin erschauert an.

Sie fuhr fort: „Er liebte, er wurde geliebt. Ein Herr Speroni, ich weiß nicht wie, warf sich dieser Verbindung entgegen.“

Bei diesem Namen Speroni erschrak Ferdinand noch mehr.

„Die Liebenden wurden auf immer getrennt, und Herold kam zurück, entschlossen, nicht zu heirathen. Er nahm der Geheimeräthlin Töchter als seine Kinder an seine Brust. Er bestimmte Rosalien für seinen geliebten Sohn Ferdinand.“

„Sie wissen es, lieber Ferdinand, wie auf seinem Leben eine finstre Wolke hing, die nichts zerstreuen konnte, als Ihre, Ihre Zufriedenheit, Ihr Glück.“

„Aber er suchte noch etwas, was Niemand kannte. Er machte von Zeit zu Zeit Reisen, um irgend eine hochgeliebte Person aufzusuchen. Wir meinten, einen Herrn von Dronken. Auch mocht

te das seyn; aber er suchte wohl mehr die alte italiänische Geliebte, und seine beiden Kinder, *Sophien* und ihren Bruder.

Er fand sie endlich in *Werneberg*, oder vielmehr *Friedrich* machte sie ausfindig.

„*Sophiens* Mutter hatte geheirathet, einen Mann, der todt ist. *Herold* fand seiner Kinder Mutter todt, den Sohn abwesend. *Sophien* nahm er mit sich, und brachte sie hieher. Sie haben gesehen, wie er sie liebte.“

„Um des barmherzigen Gottes willen, ist es wahr? Woher wissen Sie —“

Sie lächelte. „Woher? Ein Zufall führte mich vor zwanzig Jahren auf das Zimmer ihrer Mutter. Ich warf zufällig mein Auge auf ein Papier. Es enthielt, was ich Ihnen sagte, Ihre Herkunft und so weiter. *Sophie*, o daran ist kein Zweifel! *Ferdinand*! gar kein Zweifel. Das wird Ihnen *Friedrich*, wenn Sie die Kunst verstehen, ihn reden zu machen, sagen. Er war bei seinem Herrn in dieser

ganzen Epoche seines Lebens. Das ist keinem Zweifel unterworfen. Aber das ich die Wahrheit sage, Ferdinand, das werden Sie ja sehen, wenn Herold zurückkommt. Der Sohn wird ja dem Vater zu Füßen fallen, ihn Vater nennen, den Namen: Sophie, nicht vergessen, nicht den Namen: Schwester. Der Vater wird erstaunen und fragen: „Woher weißt Du das?“ Sie werden sagen: „Von Margret!“ Glauben Sie nun?“

Dem Beweise war nicht zu widerstehen. Ferdinand, mit der Verzweiflung kalten Schrecken in der Seele, rang die Hände, schlug sich vor die Stirn, vergoß Thränen, schluchzte wie ein Kind, verließ das Hosket, bestellte alle Reiseanstalten wieder ab, und ging zu trinken.

Die Base ging mit dem Triumphe, Herolden und Ferdinanden überrascht und bestraft, und mit christlich: stolzerem Triumphe, ein Verbrechen verhütet zu haben, zu ihrem Wagen, und war froh, begierig auf die Ent-

wickelung und auf die großen Augen, und die demüthige Schaamröthe, womit Herold endlich endlich vor ihr stehen sollte, daß sie alles, alles gewußt, und die schrecklichste Folge seiner Vergehungen verhütet hatte.

Sie wünschte sich Glück, daß sie das Wenige, was sie wußte, und die Paar Namen so glücklich zusammen hatte stellen können, damit ein Roman herauskam, dessen Wahrheit sie selbst beschworen hätte.

Ferdinand stürzte zu Brinken in's Zimmer.

Auf seinen ersten Ausruf: „Herold ist mein Vater!“ rief Brinke: „O das habe ich immer vermuthet. O desto besser! O bist Du nicht entzückt, der Sohn eines solchen Vaters zu seyn, wenn auch —“ der alte Mann erröthete vor dem, was er sagen wollte.

Aber da folgte der zweite Ausruf: „Sophie ist meine Schwester!“

Da sank Auge, Arm, Stellung, welche die Freude hoch gehoben hatte, de-

müthig nieder, und er fragte kleinlaut:  
„Wie denn so?“

Ferdinand erzählte, was er von  
Margret gehört hatte, und brachte die  
Erzählung mit Hinzufügung einiger kleinen  
Züge in den Schein der Wahrheit, weil  
er daran glaubte.

„Gott sey uns gnädig!“ sagte  
Brinke bestürzt. Er sann nach.

„Freilich — Ja! — Es könnte — beim  
barmherzigen Gott — wohl wahr seyn.  
Denn ein Ohngefähr, daß weiß ich, brach-  
te meinen theuren Herrn, für dessen Red-  
lichkeit ich aber die Hand in's Feuer legen  
will, nicht nach Werneberg und  
Fielchen nicht in seine Hände.“

Brinke fing an, mit gefaltene[n]  
Händen im Kreise im Zimmer umher zu  
gehen, und rief, kam er in Ferdinands  
Nähe: „Ach, guter Gott! Es ist wohl  
wahr! Und seine Liebe zu dem Mädchen,  
und wie er sie immer so bedeutend:  
„Meine Tochter! Seltebtes Kind!“ nann-  
te. Ferdinand, es kann wohl wahr  
seyn. Sie ist Deine Schwester! Aber  
was

was wirst Du so bleich? Ich bitte Dich, nimm wieder Farbe an, sonst muß ich denken, Du stößt die Schwester, Deines Vaters geliebte Tochter, von Dir."

Sie stellten sich Beide an ein Fenster, und sahen zehn Minuten auf die Gasse, ohne zu reden.

„Und Luise Bern?“ rief Ferdinand zornig.

„Auch das? — Ach, mein armer, theurer Herr! Auch das schönste Geheimniß haben Sie, um Dein Leben mit dem Schmutz ihrer Auslegung zu bedecken! Das Geheimniß, das Dein edles Herz brach! O nein, dafür darf er nicht erdöthen, Ferdinand. Er opferte die treueste Liebe auf, seine einzige Hoffnung, um den Frieden einer stolzen Familie nicht zu stören.“

„Diese Luise heirathete?“

„Einen Major Rauch.“

„Sie sind's, Brinke, sie sind's, und das Geschick gibt meinem Vater eine hohe Freude wieder, ohne daß er es weiß. Oder —“ hier starrte er vor Entsetzen.



Denn er dachte, wenn Minna auch seine Tochter wäre, und sie das Weib seines Sohnes.

Er schüttelte den entsetzlichen Gedanken mit Gewalt von sich ab, und ging wieder in seine Einsamkeit zurück. Er ließ seine Bücher aus der Stadt auf den Garten bringen, sein Instrument.

Margret sagte zu Rosaliens Mutter: „Jetzt steht's Ihnen frei, mit dem Freiherrn anzuknüpfen, bis auf die Einwilligung Ihres Bruders.“

„Und wenn er sie versagt? Sie kennen ihn.“

„Eben weil ich ihn durchaus kenne, soll er seine Einwilligung nicht versagen. Ich habe ihn in meiner Gewalt.“

Es kostete der Mutter nicht viel Mühe, Rosalien zu bereden, ihre Einwilligung zu geben. Die Mutter redete mit dem Freiherrn. Er hatte gegen die Bedingung nichts. Der Fürst hatte ihm seine Unterstützung versprochen. Man ließ Liebeserklärung und Verlobung bis

auf Herolds Zurückkunft anstehen, die Brinke als sehr nahe angekündigt hatte.

Rosalie trug ihr Haupt so stolz, als trüge sie schon die Reichsfreiherrn-Krone. Es verdross sie nur, daß Ferdinand sich nicht ein einziges Mal sehen ließ. Sie hatte den Plan, ihn zu demüthigen. Ach, er war schon demüthig genug, der arme Mensch!

Da kam in seine Einsamkeit ein Brief von Marzell, worin er ihm in ganz kurzen Worten schrieb, daß er auf der Rückreise mit seinem jungen Weibe sey. „Und ehe ich einen Menschen sehe. lieber Ferdinand, sehe ich Dich!“ schrieb er. „So viel ich habe berechnen können, bin ich um den vierzehnten oder funfzehnten des künftigen Monats bei Dir in \*\*n. Meiner Schwester schreib! Ich bin ungeduldig, zu wissen, wie Du sie gefunden hast. Was Du über sie schreibst, klingt so wunderbarlich, so dunkel. Zum Henker, was ist's dena? — schreib ihr, daß sie den Tag meiner Ankunft in \*\*n. seyn



möchte. Schwarz ist bei mir. Er heißt Dronen. Das macht die Erzählung einer Begebenheit nöthig, die ich verspare, bis ich Dich sehe. Ich hatte es fast vermuthet, daß es Dronen wäre. Leb wohl! Ich komme!"

Ferdinand sandte den Brief Sophien mit den mehr bedeutenden Worten: „Sie sehen, Sophie, daß Sie sich gefaßt machen müssen auf die Entwickelung großer Begebenheiten. Vielleicht gibt Ihnen das Geschick vieles Verlorne zurück, und mehr als das, einen Bruder — Leben Sie wohl!“ Sophie las, sann, sann nichts heraus. Aber ihre Brust war voll unendlicher Freude und voll unendlichen Schmerzes ihrer Liebe. Sie machte sich zu der Reise bereit, und bei jeder Anordnung sagte sie: „D, so werde ich ihn wiedersehen.“

Herold an Breimann.

Da bin ich wieder auf der Landstraße,  
Breimann.

Ich dankte fast dem Himmel, lieber Freund, da ich mein Haus auf dem Rücken hatte. Ich, der ich sie liebte, alle, ich lag am Tode, und sie rauschten von Fest zu Fest. Ferdinand, der freilich bei mir blieb, war übler Laune. Darf ich sie ihm verdanken? und Fietchen — der Himmel lasse sie ein Herz finden, das ihr reines Herz verdient. Fietchen wollte fort. So hatte ihr Vase Margret — ich will nicht hoffen, Jemand anders — mitgespielt. Und ziehe ich Mienen, Töne der Stimme, Anspielungen, einzelne Worte, Geuszer und dergleichen, die Dolmetscher der hohen Pforte des Herzens, vor Gericht; so gab's noch etwas zwischen zwei Herzen, die — Wöchte es gewesen seyn! Wöchte es! — Ich fing schon an, die beiden Herzen zu vernehmen; denn für Rosalien, obgleich sie Ferdinand liebt, wie die Arme kann, paßt er nicht. Kurz, da erhielt ich von der Majorin Rauch einen Brief mit einer Heuschrecken-Wolke voll Glend. Ein Städtchen in Italien,

wohin sie sich vor den Wetterern des Kriegs zurück gezogen haben, wird von den Franzosen besetzt. Die Bürger schießen auf den Feind. Es folgt Plünderung, Gemetzel. In dem Tumulte verliert sich Luise's Tochter, die sie mit einem Bedienten voraussenden. Der Major wird gefährlich verwundet. Luise fährt ihn durch eine kleine Mauerspforte. Ein Wagen nimmt Luise, ihren Mann, ihre Tante auf.

Die trostlose Mutter erfährt endlich, daß eine russische Dame ihre Tochter und einen Mönch in den Wagen genommen, und daß Beide gerettet wären. Der Wagen habe den Weg nach Perugia genommen.

Sie fliegen, so schnell sie können, nach Perugia. Die russische Dame mit einem jungen Mädchen und einem Mönch sind wirklich durchgekommen, und haben den Weg mit Postpferden nach Neapel genommen, um sich dort einzuschiffen.

Luise will nach. Die Wunde ihres

Mannes, das Uebelbefinden ihrer Tante hindert die Reise.

Sie weiß nicht, wem sie die Rettung ihrer Tochter auftragen soll. Sie schreibt mir durch einen Kurier, dem sie für die Bestellung des Briefes ein reiches Geschenk macht.

Ich erhielt ihn, reiste ab, und kam in Perugia an. Ich fand Luiseu erblaßt, matt, wie einen Schatten. Sie hatte ihre Tante hier begraben. Ihr Mann lag noch krank an seiner Wunde, die ein unwissender Arzt besorgte.

Ich sorgte für einen Arzt. Dann folgte ich der russischen Dame von Posthaus zu Posthaus. Der Weg führte mich sogleich auf die richtige Straße nach Ancona.

Ich traf die Dame noch da. Sie hatte in der That ein junges Mädchen gerettet; aber Luiseus Tochter nicht. Auch war der Mönch nicht Speroni.

Ich brachte die trostlose Nachricht Luiseu, die mir voll Freuden entgegen am. Sie hatte Nachricht von einem



Freunde Speroni's, daß ihre Tochter in Venedig bei einem Herrn Cerutti sey. Die Nachricht schien gewiß. Der Major durfte eine bequeme Reise wagen. Wir gingen in langsamen Tagereisen nach Venedig. Wir ließen sogleich den Herrn Cerutti oder das Fräulein Dauch in den Zeitungen auffordern. Vergebens.

O sieh, Breimann, da stand die alte Zeit des jugenblichen Glücks wieder vor mir; wenn ich mit ihr und ihrem Manne in einer Gondel auf der Lagune schwamm.

Da wir Drei durch den Dogenpallast gingen, fragte mich der Major, wie vor zwanzig Jahren Luise: „Was sollen die Katheder da?“ Luise sah mich mit einem Lächeln, das zwischen Betrübniß und Vergnügen rang, an. Ich sagte: „Hier wechseln Menschen, die nicht schreiben können, Briefe. Der Mann schreibt vielleicht Frage und Antwort.“ Sie wendete sich ab, und trocknete heimlich das Auge.

Einen Morgen früh wollten wir wieder fahren, der Major erhielt eine Einladung von einem Offizier. „Fahr nur, Luise!“ sagte er. Wir fuhren. „Wohin?“ fragte der Schiffer.

„An's feste Land!“ rief sie, überrascht. Wir saßen Beide still da. Die Barken begegneten uns wieder, mit Gesang. Ach, wie anders war alles! Wie anders! Wir stiegen aus. Sie führte mich dahin, wo wir vor zwanzig Jahren uns eine ewige Treue schwuren. Unter demselben Schatten hoher Kastanien standen wir. Sie verhüllte lange, lange ihr blasses Gesicht in ihren Schleier. Ich sah an der hochschlagenden Brust, daß sie stark weinte. Auf einmal riß sie den Schleier vom Haupte, und sagte: „Ich habe alle meine Schwüre gehalten! Und nun laß uns zurückgehen, wie damals. O, kehret wir nicht stöblich zurück?“

Von ihrer Tochter hörten wir kein Wort. Alle meine Briefe gaben kein Licht; alle Aufforderungen in den Zeitungen blieben ohne Antwort. Ich reißte

nach Badia, wo sie ihre Tochter verlor. Man hatte sich nach dem Obrist Rauch erkundigt. Das war alles, was man wußte. Man wußte nicht einmal, wer sich erkundigt hatte. Die Tochter schien verloren. Der Schmerz der Mutter war unendlich.

Der letzte Schimmer von Hoffnung war noch, daß sich *Minna* nach Deutschland zu dem General Verengeret haben konnte. Wir gingen über die Alpen nach Deutschland.

Da wir gegen Straßburg kamen, ließ *Luiſe* das Verdeck des Wagens niederschlagen, um den Münsterthurm früher zu sehen, sagte sie. „Er ist wie ein Monument, das mich an meine verlorne Tochter erinnert.“ Ich verstand sie nicht. Sie gab mir das alte Zeichen, nicht zu fragen.

Ich fragte, da ich mit ihr allein war. „Dort oben auf der Spitze des Thurms vor der unermesslichen Aussicht lernte meine arme *Minna* den Mann kennen, den sie lieben sollte. Ein Zufall

— war es Zufall? — führte ihn am Gardasee wieder zu uns. Ich sah den stillen Schmerz meiner armen Tochter. Ich durfte ihr nicht einmal Trost geben; denn nach einer Unterredung mit dem kalten Speroni verließ er uns ohne Abschied.

Ich trauerte; denn wahrlich, der junge Mann war ein sehr edler Mann. Speroni gebrauchte mein Beispiel gegen mich. O Herold, das hätte er nicht gebrauchen müssen. Ich weiß, um wie viel glücklicher ich hätte werden können; aber ich mußte es verschweigen. Wenn sie noch ist, so theilt sie mein Geschick mit mir; denn ich kenne meine, ich kenne ihre Thränen.“

Sieh, Dreimann, so verarbeitete ihre Phantasie alles, alles zur Trauer um die geliebte, verlorne Tochter. Endlich kamen wir auf dem Gute des alten Generals, ihres Oheims, an, und eben von hieraus schreibe ich Dir. Morgen mehr!



F o r t s e t z u n g .

Der alte General, noch eben so eifern, obgleich ein Greis, kam uns entgegen. Luise warf sich laut schluchzend zu seinen Füßen, und rief: „Wissen Sie etwas von meiner Minna?“

Er sah sie starr an, und sagte zitternd: „Das heißt — sie ist —“

„Todi!“ rief Luise, und sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

„O Luise! Liebste Luise, warum alle Hoffnung aufgeben?“ rief der Obrist.

„Alle! Alle!“ sagte der Alte mit fester Stimme, und fast zähneknirschend. „Alle! Die Mutter wird der Schmerz tödten, und ich, der letzte von meinem Blute, werde Euch überleben, ein trostloser Greis, eine kalte, todte Bildsäule, das Grabmahl eines hohen Geschlechts!“

Er riß voll Grimm einen Schlüssel aus seiner Tasche, schloß einen Saal auf, in welchem in langen Reihen die Por-

traits aus seiner Familie seit zwei Jahrhunderten hingen.

„Seht hier!“ rief er den Bildern zu — „dieser Greis, dessen Kraft das Geschick gebrochen hat, und da die trostlose Mutter, das ist von Euch übrig, zwei abgestorbene, dürre Stämme.“

Es war etwas Furchterliches in seiner Bewegung und in seiner Stimme. „Erzähle! erzähle! wie ging Deine Tochter unter?“

Der Obrist erzählte, milderte alles, und ließ noch Hoffnungen übrig, die der Greis kalt und scharf von sich warf.

Sag Du, was Du willst, Weismann, ich habe es nie so gefühlt, wie trostlos es ist, sein Geschlecht untergehn zu sehen, und sein Geschlecht, das man Ahn vor Ahn seit Jahrhunderten kennt. Der Name erlischt, wird nie wieder genannt. Erlöschen auf ewig! Es erschütterte mich. Speroni freilich hätte gelächelt, gelächelt sogar, da der alte Greis mit einer Weichheit, die er nicht kannte, den Orden von seiner Brust nahm, den

Stammbaum, der im Saale hing, schweigend umdrehte, als wollte er sagen, für wen habe ich den Orden erworben? Es ist alles vorbei! Er hätte gelächelt, Sperroni, da der alte Mann am Abend in einem schlichten blauen Rocke, ohne Uniform, die er sonst erst vor seinem Bette auszog, erschien. Es kam mir vor, als säh ich den großen Kaiser Karl sich selbst lebendig begraben. Die Weichheit des Greises, des wilden Helden rührte mich am meisten. Selbst Luise mäßigte ihren Schmerz vor dem größern ihres Oheims.

Ich erfuhr nachher von dem Obristen, daß er die Absicht gehabt, mit seinen Söhnen und mit Luises Tochter einem jungen Edelmann, der arm war, seinen Namen Vern zu geben.

Es rührte mich; ich gewann den alten Mann, der mich und Luise trennte, lieb.

Am andern Morgen öffnete ich den Saal, wo die Portraits hingen. Ich fand den General. Er hatte die Bilder abneh-

men und verkehrt über einander stellen lassen.

„Ich weiß,“ sagte er gelassen — „Sie liebten den Dronken; aber dieser Dronken hat meinen Namen zernichtet. Ich muß ihn hassen.“

„Er hat gebüßt, Eure Excellenz, und wüßten Sie, wie er gereizt wurde, wie freventlich, und wüßten Sie, wie freventlich Ihr Neffe die himmlische Gerechtigkeit reizte — Wüßten Sie alles! —“

„Ich mag nicht gern ungerecht seyn; sagen Sie, was Sie wissen.“

„Ihr Neffe liebte ein edles Mädchen von meinem Stande. Sie liebte ihn, und er riß sich los.“

„Das weiß ich; das hatte ich gefordert,“ sagte er warm. „Ich bedaure, wenn ich Sie beleidigen sollte, Herr Herold. Das hatte ich gefordert.“

„Das Mädchen war die Freundin seiner Schwester. Sie schlug seine Liebe aus, weil sie ihn kannte. Da warb er um ihre Hand, Eure Excellenz. Durste

er das, wenn er fühlte, er mußte sie betragen. Foderten Sie das von ihm?"

Der General schwieg finster. „Er gewann des Mädchens Herz, dann ihr Vertrauen, dann stahl er oder nahm, welches Wort Eure Exzellenz wollen, in einer schwachen Stunde, ihre Unschuld, ihre Ehre, und verließ sie, weil er Alberts Schwester liebte, oder auf Ihren Befehl heirathen wollte, verließ sie mit dem Uebermuth eines Mannes, der von dem wehrlosen Opfer seiner Begierde keine Rache fürchten durfte. Foderten Sie das?"

„O weh! o weh! Dronten war des Mädchens Rächer? Beim höchsten Gott, ich kann nicht läugnen. Er that Recht.“

„Dronten wußte davon nichts. Er wollte Dronten zwingen, ein Mädchen zu verlassen, das Dronten liebte, dem er die Ehe versprochen hatte. Zwingen, Eure Exzellenz! Nicht bereden, zwingen. Welcher Mann hätte das ertragen? Albert schlug den Zweikampf aus; denn er war sein Schwager. Ich denke, Sie werden sagen: „Albert hatte Recht!““

„Hm!

„Hm! hm!“

„Ihr Neffe, Herr General, nichts achtend, nicht der Schwester Liebe, nicht den Namen Bruder, hob die Hand, den Stock gegen Albert. Ich schäme mich, zu sagen, was er that.“

„Himmel! Himmel! Ja, er war wüthend im Zorn.“

„Und dennoch schonte Albert. Er rannte sich selbst in seinen Degen. War das Recht?“

„Hm! hm! — Aber er löschte meinen Namen von der Erde weg.“

„Ihren Namen, ja! Aber Ihr Blut nicht; denn Ihres Neffen Geliebte gebahr einen Sohn.“

Er betrachtete mich mit großen, ungewissen Augen. Dann fragte er: „Wo blieb das Mädchen?“

„Ich rettete sie. Ich nahm sie zu mir. Sie starb in meinen Armen vor Gram über die kalte Undankbarkeit eines Mannes, den sie so geliebt hatte.“

„Und der Sohn?“

„Ich versprach Adelheid in der lehr  
II. Bändch. 18



ten Minute ihres zerstörten Lebens — o Herr General, ein im bitterm Schmerz ausgelöschtes Leben, eine in der Schande bitterer Schmach ausgelöschte Ehre ist doch mehr, als ein ausgelöschter Name — ich versprach ihr, ich wollte ihres Sohnes Vater seyn, und hielt Wort.“

„Und Sie haßten Bern?“

„Ja, Eure Excellenz; denn er hat über meines Alberts Leben alle Qualen der Reue gebracht, die Rachgöttinnen vergossenen Menschenbluts, schuldig oder unschuldig vergossen — Menschenblut findet seine Rache, die keine Reue versöhnt, die keine Qual abbüßt. Das that er im Frevel des Hochmuths, des mildesten Hochmuths. Ja, ich habe ihn gehaßt; ach, sein Sohn, ein sehr edler Mensch, hat mich fast mit dem Vater versöhnt.“

Er stand unbeweglich, den Blick auf den Boden geheftet, eine lange Zeit da.

Dann reichte er mir die Hand, und drückte meine an seine Brust, aber ohne ein Wort sagen.

„Und war das Mädchen wirklich ein edles Geschöpf?“

„Luise hat Briefe von ihr. Ich habe ihres Neffen Briefe an sie. Herr General, sie war ein stolz, edles Wesen, und dieses Wesen ging unter, weil ein Mann so ruchlos war, zu glauben, der Adel der Geburt sey mehr, als der göttliche Adel eines tugendhaften Herzens.“

„Herr, Sie sagen mir da Dinge, zum Hentker — aber ich kann leider nicht ein Wörtchen dazu sagen.“

Er ließ mich trotzig stehen und ging.

Eine Stunde darauf ließ er mich auf sein Zimmer bitten. Er nahm mich in seine Arme, da ich eintrat. „Ich habe die Briefe von Adelheid gelesen; Herr, sie haben mein Herz umgewendet. Ich zahle Ihnen alles, was Mutter und Sohn Ihnen gekostet.“

„Das können Eure Excellenz nicht. Wie wollen Sie eine Thräne der Ruhe, die ich mit Liebe aus Adelheids Seele holte, wie eine tugendhafte Empfindung,



die ich in des Sohnes Seele pflanzte, bezahlen?"

„Ja,“ sagte er bestürzt — „ich bin ein Prahler, wohl gar eben so hochmüthig, als mein Nefte. Nun so nimm diese Thräne, vielleicht seit dreißig Jahren die erste wieder, zum Dank, Du guter Mensch, Du Mensch, mehr als ich, viel mehr.“

Da legte ich meinen Mund auf seinen, und unsre Thränen mischten sich.

„Ich fürchte,“ hob er wieder an — „ich habe ihrem Freunde Unrecht gethan.“

„Das haben Sie.“ Ich erzählte ihm Alberts Bekanntschaft mit Fielchens Mutter, das Entstehen, das Wachsen seiner Liebe, der Geliebten Tugenden, die hohe Reinheit und Unschuld ihrer Seele.

„Das klingt freilich anders. Herr!“ rief er mit Wärme — „ich habe nie einen Verbrecher von meinem Regimente summarisch verhören lassen, um ihm nicht Unrecht zu thun; denn ich weiß, wie viel auf Nebenstände ankommt. Und — und —“

„Den Sohn ihres Freundes verurtheilten Sie ohne Verhör.“

„Das that ich! Ich wollte, er stände hier!“

Ich seufzte.

Nach einigen Tagen kam er fröhlich zu mir. Er zeigt mir das Dekret des Fürsten, wodurch Ferdinand als Herr von Bern mit Adel und Würde legitimirt war. „Jetzt ist er mein! mein Sohn, Herold.“

„Wenn er will.“

„Will?“

„Ja; denn soll dieses Papier ihm eine Kette anlegen, irgend eine, so sagt er Nein. Meine Liebe hat ihm nie Eine angelegt, nie gewollt. Ich habe ihn nach meinen Grundsätzen erzogen.“

„Sind unsre Grundsätze nicht dieselben?“ fragte er beleidigt.

„Nein! Ich lehrte ihn nur Einen Namen achten, den Namen Mensch. Sie haben außer diesem Namen noch einen, den Sie höher achten, den Namen Adel.“



„Ihr macht auch Unterschiede!“ rief er bitter.

„Den Geist und Tugend macht, nicht den die Geburt gibt.“

Er sah mich starr an und verließ rasch und trotzig das Zimmer.

Nach einer halben Stunde kam er auf mein Zimmer. „Herr,“ sagte er — „ich bin kein wildes Thier. Ich achte den Adel ihres Lebens höher, als den ein Papiert gibt, oder der Zufall, und die Legitimation soll dem Sohne meines Neffen nicht Eine Kette anlegen. Ist es so recht? Er soll nur den Namen annehmen, der ihm zukommt.“

Ich drückte seine Hand.

„Ich habe viel nicht gewußt, an vieles nicht gedacht, lieber Herold; die jetzige Zeit, denk' ich, ist eine strenge Lehrerin, der Fürsten, des Adels und der Völker.“

„Ich fürchte, wir werden alle nicht viel lernen.“

„Ich habe gelernt, lieber Reinhold.“

Ich fühlte, ich würde mich mit einem

neuen Schmerze von Luiseu trennen;  
denn ich kannte nun das reine, treue  
Herz ganz.

Der General bestimmte mir die Zeit,  
da er zu mir kommen wolste. „Und,“ se-  
te er hinzu — „Rauchs kommen mit  
mir, Luise will ihres Bruders Sohn  
sehen, und ich den Erben meines Na-  
mens. Ich verstehe das aber recht menscho-  
lich.“

„O Herr General, das ist menschlich.  
Ich verstehe es eben so!“

Morgen reise ich ab. Mich soll es  
wundern, was der General sagen wird,  
wenn ich ihm meine Nichte als die Braut  
Ferdinands vorstelle, was Luise,  
die geliebte Luise, wenn das Geschick  
endlich doch zwei Menschen von unserm  
Geschlecht, ihren Neffen und meine Nich-  
te, vereintgt, und was meine Schwester,  
wenn sie auf einmal den höchsten Wunsch  
ihres Lebens erreicht.

Auch dieser Gedanke macht mir Ver-  
gnügen.

Und — warum muß mir Margret



einfallen? — was die für Augen machen wird, wenn sie die neuen Gesichter sieht, und die Begebenheiten, von denen ihr prophetischer Geist ihr nicht das Mindeste vorhergesagt hat. Leb wohl!

Ich bin nicht glücklich; aber ich sehe um mich her ein neues Geschlecht emporsprießen, dem ich, wenn nicht meinen Namen, doch meinen Geist hinterlasse.

Aber da steht noch der geliebte Name Albert. Werde ich ihn, den ich am meisten liebe, werde ich ihn noch endlich wiedersehen? O wenn ich ihm Fielchen entgegen führte, und sagte: „Hier ist Ihre Tochter, Albert! schön, unschuldig und glücklich, wie ihre Mutter.“ O diese Eine Minute gebe mir der barmherzige Gott, und ich will mit ihnen glücklich seyn. Nun leb wohl! Morgen gehe ich von hier ab.

### Bruder und Schwester.

Ferdinand saß noch immer einsam auf seinem Patmos hinter verhangnen Fenstern, und studirte die menschlichen Schicksale, und mit Ingrimme seine eignen. Dann ging er in das Bosket, um da die Worte: „Addio giorni gioiosi!“ auszurufen. Weiter nichts. Und dann ging er zurück. Das war sein einförmiger Lebenslauf.

Niemals sind die beiden Worte: „Schwester, Geliebte,“ genauer gegen einander abgewogen, als auf seinem Zimmer. „Geliebte! Schwester! — Schwester, Geliebte!“ die Worte hätten ihn wahnwitzig machen können. „Ich will nicht mehr daran denken,“ rief er dann, und er setzte seinem Geschick eine verachtende Gleichgültigkeit entgegen, und dann wieder den feigen Uebermuth der Verzweiflung.

Dann sprang er auf; er legte die Hand an die Blockenschnur, um dem Bedienten zu schellen, Pferde zu bestellen;

denn er war fest entschlossen, fest, zu Sophien zu reisen, sich ihr zu Füßen zu werfen, zu rufen: „Unglückliche, Du bist meine Schwester! Und ich liebe Dich mit verbrecherischer Flamme der Raserei!“ Und dann nach diesen Worten an's Ende der Erde zu gehen, um da den Frieden, den er nicht finden wollte, oder ein Grab zu suchen, „das alles bedeckt, Haß und Liebe.“

Er matter vom wilden Sturme träumte er auch von einem himmlischen Leben mit der geliebten Schwester, wie er ihr alle die theuersten Opfer der Bruderliebe geben wollte, selbst die großen Opfer der Entfagung, wenn ein Mann sie liebte.

Aber sah er der geliebten Schwester nach, wie sie freundlich mit dem Geliebten ging, maßte er die Bilder der fremden Liebe bis zu den süßen Geheimnissen, der Leidenschaft aus, so ergriff der Eifersucht tödtliche, giftige Flamme seine Phantasie, und es blieb ihm nichts übrig, als die Flucht aus dem Leben, das seiner spottete.

Er ließ alles abweisen, selbst Brin-

ten. Er sah mit trockenem Auge, mit Vorwürfen sogar die Thränen, welche die alte Wärterin seiner Kindheit weinte. Er hieß sie fortgehen und ihn ungestört lassen.

Endlich aber drängte sich Brinde zu ihm.

„Ich weiß alles, was Du sagen kannst, verschone mich, Alter.“

„Das weißt Du nicht. Denn ich will Dich nicht trösten. Einen Rasenden muß man fesseln. Du Unsinniger, Du heulst das schöne Licht des Mondes an, weil es nicht das Sonnenlicht ist. Du trittst die heiligen Gesetze der Natur mit Füßen. Der Bruder stößt die Schwester hart von sich. Guter Gott, und weiche Schwester! Dein Vater, Du des Vaters unähnlicher Sohn, gab die Geliebte auf. Hast Du ihn mit dem Himmel zürnen sehen?“

„Siehst Du mich zürnen?“

„O wäre die Geliebte seine Schwester gewesen: er hätte dankend seine Hände gen Himmel gehoben, gen Himmel, zu dem Du Flüche hinauf ruffst? Sieh, ich

will meinen ganzen Zorn gegen Deine tolle Leidenschaft ausschütten. Mit welchem Gesicht willst Du vor Deinen Vater treten? Er kommt! Eine Leidenschaft verleitete ihn, das Geschick gab Dir eine Schwester. Willst Du Flüche gegen sein ehrwürdiges Haupt ausspeien? Soll sein eigener Sohn seine sanfte Neue über eine schwache Stunde seines edlen Lebens in Verzeihsung verwandeln? Sollen ihm die schönen Namen: „Sohn! Tochter! Vater!“ wie Flüche, wie Verwünschungen, wie Todesurtheile der beleidigten Natur, die Du beleidigst, nicht erklingen? Sprich, Du Unmensch! sprich!“

Das erschütterte Ferdinands Wesen im Innersten. Er erblaste. Er reichte Brinken die zitternde Hand.

„Ich bin Sohn! Ich bin Bruder! Von jetzt an, liebster Brinke.“

Da erst brachen die heißen Thränen des Mitleidens aus Brinkens Augen. Er schloß ihn eng an seine Brust, und

bat ihn tausend Mal um Verzeihung seiner Härte.

Dann sagte er leise und furchtsam, fast mit wimmernder Stimme: „Sophie ist hier! lieber Ferdinand! Der schrick nicht! Was zitterst Du? Deine Schwester ist hier.“

„Weiß sie schon?“

„Wer anders darf ihr die frohe Nachricht sagen, als Du?“

„Ich?“

„Du! Ich bringe sie hierher in Dein Bosket. Denk an Deinen Vater, denk an Deine Schwester. Sey ein Mann. Ich bringe sie.“

Er ging. Ferdinand riß sich empor, stand da mit ausgebreiteten Armen, rief den Namen: Vater, mit zärtlicher Stimme, und dann den Namen: Schwester! Und in dem Augenblick zerfloß das Dunkel in seiner Seele in ein sanftes Licht, die Verzweiflung in eine sanfte Heiterkeit, und der Grimm mit dem Schicksal in Liebe zu der Schwester, in brüderliche Liebe. Er ging in's Bosket, sie zu erwarten.

Sophie wurde jeden Tag ungedul-  
diger, ihren Bruder zu sehen. Sie bat  
Zettchen inständig, ein Paar Tage  
früher zu reisen, um nicht auf's neue ih-  
ren Bruder zu verfehlen.

Sie kamen in \*\*n an. Sie stiegen  
in einem Wirthshause ab. Von da wollte  
Sophie an Ferdinand ein Paar  
Worte schreiben.

Zettchen fragte den Wirth, ob Herr  
Herold zurück wäre.

„Noch nicht; ich glaube nicht, daß die  
Geheimeräthin seine Zurückkunft wünscht.  
Die Verbindung mit Herrn Dorn und  
der ältesten Tochter ist abgebrochen.“

Sophie erschrak.

„Ein Freiherr von Sellheim erhält  
die reiche, schöne Braut.“

„Wer ist Schuld an dem Bruche?“  
fragte Zettchen.

„Der Hochmuth der Mutter, die gern  
Von vor ihrem Namen hätte.“

„Und das ist gewiß?“

„Vollkommen.“

Jetzt konnte Sophie nicht an Fer-

hinand schreiben. Sie wendete sich erst an Brinke. Brinke kam. Sophie fragte nicht; aber er war so seltsam unruhig, gestand, daß Ferdinand Herolds Haus verlassen hätte; drang in Sophien, mit nach dem Garten zu gehen, wo Ferdinand wohnte; denn er hätte ihr eine sehr wichtige Nachricht zu geben.

„Von meinem Bruder?“

„Eben davon!“ antwortete Brinke geheimnißvoll.

Sophie vergaß alles Andere über den Namen: Bruder. Sie trieb Brinken, zu eilen. Er versprach, in zehn Minuten sie zu holen.

Sophie war nun zehn Minuten unten allein. Rosalie Braut eines Andern. Ihr Herz pochte unbändig. Die Nachricht von ihrem Bruder. Ihr Herz pochte eben so. Da holte Brinke sie ab. Er fährt sie in's Booslet.

Da stand nun Sophie gegen dem geliebten Manne über, der nun frei war.

„Sie haben mir eine Nachricht zu ge-



ben!" mit den Worten ging sie rasch auf ihn zu.

"Ja!" sagte er ernst und zu feierlich, und suchte nach einem Anfange.

"Sie haben mir ein Unglück anzukündigen — Mein Bruder — ist todt."

"Er lebt, Sophie! Liebe Sophie, er lebt! Er steht ja vor Ihnen."

"O Gott!" rief sie — "wo denn? O Marzell! wo, wo bist Du?" Sie sah ängstlich in alle Eingänge. Ferdinand wurde ängstlich.

"Fassen Sie sich, Sophie. Sie werden wichtige Begebenheiten hören. Ihr Vater lebt."

Sie warf einen Blick voll Schrecken auf ihn.

"Herold ist Ihr Vater, Sophie."

Sie zitterte; sie fing an zu schwanken.

"Und ich," fuhr er heftig fort — "bin Dein unglücklicher Bruder."

Hier flog Brinke, der in der Nähe war, Sophien zu Hülfe, und rief ihr in das erlöschende Auge, in das vergehende Ohr: "Er ist Dein Bruder, Fickchen!"

den! Du seine Schwester! Herold  
Dein Vater!”

Sie sah lange starrend umher auf  
Brinke, auf Ferdinanden, ehe  
die fliehende Seele den Sinn der Worte  
faßte.

Brinke wiederholte. Sie begriff  
endlich, und fragte Brinke, nicht den  
Bruder, um die Erklärung der Wunder.

Brinke hatte die Erzählung Mar-  
grets, die schon Ferdinand verbessert  
hatte, auf's Neue verbessert, und so hörte  
sie Sophie.

In Sophiens Kopfe schwamm die  
unglückliche Liebe ihrer Mutter, von der  
oft die Rede unter geheimnißvollen Wor-  
ten zwischen ihren Eltern gewesen war,  
und Margrets dunkle Orakel und ihre  
Warnungen vor Ferdinands Liebe.  
Sie glaubte, und warf sich mit der in-  
brünstigen Liebe der Schwester in des  
neuen Bruders Arme, mit dem Ausruf:  
„O Du geliebter Bruder!”

Diese Freude, diese Liebe, dieses  
Vertrauen löschte in Ferdinands Her-



zen jede Spur von andern Wünschen. Er sah ihr zum ersten Mal mit dem hellen, heitern Lächeln der Bruderkiebe in's Auge, und sagte: „O daß unser Vater hier, in dieser Minute zu uns träte, meine Schwester! O, ich habe mehr gewonnen, als verloren. Du meine Sophie, Einen Bruder, Deinen Marzell! O Marzell! eine Schwester, Deine Sophie! Und in einigen Tagen ist er hier bei uns, und wir werden ihn in seines Vaters Arme führen, und bis er kommt, wohnst Du hier bei dem Bruder.“

„Margret!“ rief Brinke.

„Laß sie es wissen. Was kümmert's mich. Du bleibst bei dem Bruder, Sophie! Schwester! theure, geliebte Schwester!“

Brinke, da sein Abrathen nichts half, brachte Fetzchen, und sie waren glücklich! O nie waren zwei Liebende, die das Schicksal getrennt hatte, so glücklich, als Ferdinand und Sophie.

Der Vater dazu.

Den dritten Tag kam Herold vor-  
gefahren.

Die Freude leuchtete von seinem Ge-  
sicht. Er brachte Ferdinand einen  
Namen, Verwandte, Vermögen, seiner  
Schwester drei Buchstaben.

Die Base, die ihn durch ihre Tafel  
sie sah, sagte: „Ich wette, das Gesicht  
bleibt nicht so froh!“

Der Augenblick war nun da, wo sie  
endlich den unüberwindlichen Herold in's  
Joch spannte. Ihr Herz schlug hoch;  
denn sie kannte ihn; wehren würde er  
sich.

Sie zog schnell, sehr schnell ihr Para-  
zenkleid an, um desto mehr zu imponiren,  
und so ging sie in der Geheimerärthin Zim-  
mer, die sie noch in vollem Freuden-  
kreisch über die Ankunft des geliebten Bru-  
ders traf. Rosalie stand ein wenig  
abseits. Sie traute nicht recht.

„Wir bekommen Besuch, liebe Schw-  
ster, und vornehmen, vom höchsten Adel!



Ach, Base Margret, wen gilt ihr Opferleid? Wo ist Ihr Dreifuß?"

Sie lächelte statt der Antwort, und hätte gern gerufen: „Blinde Sterbliche?"

„Ich bringe viel Neues mit.“

„Und Du findest viel Neues hier.“

„Und etwas Gutes?"

„Gutes gewiß, sobald Du einwilligst.“

„In's Gute gewiß! Laß hören!"

„Am besten ist's, ich gehe gerade heraus. Rosalie ist so gut wie verlobt mit einem Herrn von Sellheim.“

„Seyd Ihr toll? Ist Ferdinand todt?"

„Dein Ferdinand hatte Rosalien nie geliebt. Es war Gehorsam gegen Dich. Sein Herz war das Eigenthum eines andern Mädchens, und das Mädchen liebte ihn.“

„So? Hm! So? Er ist doch hier? Er hat seine Stimme hier auch, Schwester. Bleib also bei der Wahrheit. Herr von Sellheim? Einen Reichsfreiherrn von Sellheim kenne ich wohl.“

„Derfelbe, lieber Bruder.“

„Und Du hättest das Reichsrei weggelassen. Das beweist, wie viel es gewirkt hat. Und das Mädchen, was Ferdinand liebt? auch reichsrei?“

„Sophien.“

„Alle Teufel!“ rief Herold. Er wußte selbst nicht, ob aus Freude oder Schrecken.

Margret nahm's für Erschrecken, und ihre Rolle hob an. Sie erzählte den ganzen Liebeshandel Sophiens und Ferdinands, von dem ersten Augenblick im Bosket an, an seinem Krankbett, bis zu Sophiens Abreise. „Und war ich nicht, lieber Vetter, so sänden Sie Ferdinanden und Sophien verheirathet.“

„Alle Teufel!“ wiederholte er noch erstaunter.

„Ich konnte Ihre Ruhe, lieber Vetter, nicht anders retten, als mit dem, was Sie ihm, vielleicht aus verzeihlicher Schaam, verschwiegen. Ich sagte ihm alles.“

„Was denn?“

„Ich sagte ihm,“ hob sie hochtrabend an, mit Stimme, Gebehrden und Stellung; die Mutter und Rosalie erschrecken vor der Base künftigen Wort — „ich sagte ihm: Sie sind Herolds Sohn, und Sophie ist Ihre Schwester.“

„Alle Hölle teufel!“ rief Herold, hier in der That vor der Hexe erschreckend, und stampfte mit dem Fuße.

„Sie glaubten Ihre Geheimnisse sehr geheim, Better Herold. Ihre Gänge bedeckte eine dreifache Nacht, dachten Sie, und das Dunkel von zwanzig Jahren. Ich wußte alles, und schwieg; ich redete nicht eher, als bis die Noth gebot. Ich weiß noch mehr. Dieser Ring mit dem Namen: Luise Vern, hat nichts als Unheil gebracht. Sie starren mich an? Leidenschaft und Zufall mögen gleichen Theil an Ihrem Leben haben; ich weiß, Ihr Herz war immer edel; aber danken Sie mir es, daß ich Ihre Zukunft gegen ein Verbrechen verwahrte, was keine Reue abgüßt hätte.“

Bei dieser langen Rede der Base hatte sich Herold von dem ersten Schrecken wieder erholt. Ihm fiel ein, daß die Base Margret es war, die immer hinter seinen Geheimnissen her gewesen. „Base, Base,“ sagte er — „Sie machen mich da vor Schwester und Nichte schamroth. Aber wo ist denn Ferdinand und Fietchen?“

„Sie wohnt bei ihm allein auf dem Garten; denke, Bruder.“

„Schwester und Bruder? Was will das sagen? Laßt sie holen!“

„Und Deine Einwilligung, Bruder.“

„Machen wir zum Preise unsers Schweigens, Vetter.“

„Es gilt! Rosalie?“

Sie küßte seine Hand.

„Er hat Schulden, Bruder.“

„Wie ein Reichsfreiherr. Schwester, die wollen wir tilgen, wenn nur nicht in dem Schuldbuche oben Schuldposten stehen, die kein Mensch tilgen kann, als Er.“

„Aber wie soll er das tilgen?“

„Wetter, vergebt, so wird Euch ver-  
geben!“

„Vase, ich vergebe sogar Ihnen —  
O guter Gott!“

Seine Ruhe, seine wachsende Heiter-  
keit, so etwas Komisches, was sein Lächeln  
verrieth, machte die Vase ängstlich.

Endlich erschienen Ferdinand und  
Sophie.

„Meine Kinder!“ rief Herold, mit  
einer weichen Zärtlichkeit. „O meine  
Kinder! O Du mein Sohn, o meine  
Tochter!“

Sie sanken zu seinen Füßen. Sie  
riefen weinend den Namen: Vater! aus,  
und dann nannten sie sich: Schwester!  
Bruder!

Herold schlug das Auge gen Him-  
mel; er mußte sich abwenden, um den  
Strom seiner Thränen zu verbergen.  
Dann reichte er ihnen seine Hände wieder,  
zog sie an seine Brust, nannte sie hundert  
Mal: Seine Kinder! Und auf einmal  
rief er: „Vase, diesen Augenblick voll  
himmlischer Freude verdank ich Ihnen.

Ich will es Ihnen nie vergessen! O meine Kinder!"

Die Vase vergoß in der That schöne, menschliche Thränen; aus ihrer Rache war Liebe geworden und Freude. Sie schlug wie Herold ihr Auge vertrauensgen Himmel. Sie schrieb die Wirkung auf ihre Rechnung, die fromme Heuchlerin.

Mit jedem Augenblick stieg Herolds Freude und Nahrung. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, lächelte, lachte, weinte, schlug Knipschen, umarmte einen nach dem andern, sogar die Vase, fiel rasch, ohne Uebergang, von einer Idee auf die andere. Er examinierte Rosalien über ihre Liebe zu dem Reichsfreiherrn. Die hielt ihm — denn Ferdinand war gegenwärtig — eine begeisterte Lobrede über seinen edlen Charakter, der sogar vor der Majestät des Fürsten sich nicht beugte, der zu seinem Range alle die Tugenden des Mittelstandes hätte, die Treue — sie betonte das Wort.



„Hm! Ja!“ rief Herold erstaunt.  
— „Ja, Rosalie! Böse ist er nicht! Ich kenne ihn, was er wohl nicht denkt, aus London her. Es hat ihm vielleicht nichts gefehlt, als eine Frau, wie Du, und schuldenfreie Güter, um ein Glück zu haben, was so wenigen Menschen gegeben ist, auf seinen Gütern ein freier Herr und der Vater von einem Haufen glücklicher Menschen zu werden, deren Mutter Du werden kannst, Rosalie, und als eine Königin sollst Du auf seine schuldenfreien Güter einziehen. Laß ihn zu Mittag bitten! Und laß die großen Gastzimmer zurecht machen, Rosalie. Wir erhalten heute vornehmen Besuch. Mir geht der Kopf rund um vor Freude und Narrheit. O meine Kinder!“

Rosalie lief hinaus, Anstalt zu machen.

„Am Ende, liebster Ferdinand“ — er blieb vor Ferdinand stehen — hättest Du wohl lieber gesehen, Sophie wäre Deine Schwester nicht?“

Ferdinand erröthete, und Sophie brannte. Sie fühlte mit Schmerz, wie wenig schonend diese Frage Herolds, der sonst so zart war, in ihrer Gegenwart wurde.

„Vater!“ sagte Ferdinand ernst.

„Nein! nein! Die Base da — ich habe ein Vögelchen singen hören von ihr. Du fandest Sophien zuerst, da Du angekommen warst, im Bostet; dann mein Krankenbett! Nicht wahr?“

„O mein Vater! o lieber Vater!“

„Nun, was hast Du? Zwischen Bruder und Schwester wird das spasshaft. Wie willst Du sonst Deine Untreue gegen Rosalien vertheidigen; armer Schelm? Und wo hatte ich Augen und Nachdenken?“

Die Mutter und die Base sahen lächelnd Sophiens Verlegenheit. Die Base nahm für Ferdinanden das Wort und fing an zu erzählen.

Ferdinand fiel ein; aber Herold bat die Base, fortzufahren, bis So-

und was ihm immer vorkommt, ist

phie sich mit hervorbrechenden Thränen an Herolds Brust warf.

„Liebste Sophie, was ist's denn mehr? Die Schwesterliebe eilte dem Erkennen zuvor. Es war die Stimme der Natur, die in Deinem und seinem Herzen sprach, vielleicht die veröhnende Stimme einer höhern Weltordnung. Sieh doch, Sophie, wie mir die Augen in Thränen schwimmen. Diese Thränen sind Gebete, mein geliebtes Kind.“

In dem Augenblick rollten Wagen. Herold lief an's Fenster, und rief: „O mein Gott! mein Gott und Herr! sie sind's! O Welch eine Stunde, gütige Vorsicht! Rosalie, führ die Fremden hieher!“

Da trat herein der General Vern, wieder mit den Orden geschmückt; denn er hatte einen Erben, und hinter ihm der Obrist Rauch und Luise.

„Hier bin ich!“ rief der General, die blitzenden Augen auf Ferdinand wendend, der seinen Vater sehr ähnlich sah.

Luiſe erkannte ihn, und rief voreilend: „Er iſt's! Erkennen Sie ihn, Oheim?“

„Er iſt's!“ rief Herold, und er führte Ferdinand dem General entgegen. „Dieſer Mann, Ferdinand, iſt der Oheim Deines Vaters, dieſe edle Frau Deine Tante. Du biſt ein Herr von Bern.“

Ferdinand ſah verwirrt umher. „Sie mein Vater nicht?“ fragte er ſchmerzlich und breitete Herolden die Arme entgegen.

„Ich bin Dein Vater nicht,“ rief Herold entzückt. „Du verlierſt in einem Augenblicke Vater und — Schweſter!“

Das Wort: Schweſter, riß in Ferdinands Seele einen neuen Gedanken ganz hervor.

Er blieb erſtarrt ſtehen. Dann kniete er vor Herold, und ſagte leiſe: „Meine Schweſter nicht?“

„Was iſt das? eine Schweſter?“ fragte der General.

„Gar nichts, Eure Excellenz! Meine Vase gab Ihrem Neffen heute einen Vater und eine Schwester. Ich nehme sie ihm, und gebe ihm dafür einen Oheim, Sie! eine Tante und eine Geliebte! Ob er gewinnen wird bei dem Tausche?“

„O seht um's Himmels Willen die Vase an, wie ihr jeder Augenblick nimmt und gibt. Das feine, vornehme, weiße, unschuldige Lächeln, womit sie dem Better die Ketten anlegte, hat sich in ein einfältiges, beschämtes Erstarren verwandelt. Die stolze Prophetenstellung schrumpft in ängstliche Demuth zusammen, der befriedigte Haß in feige, vergebliche Wuth, aber Niemand sieht sie an, als von Zeit zu Zeit der Better mit einem lachenden Blicke.“ Da trat der General mit feierlicher Majestät auf Ferdinand zu, sagte ihm mit wenig Worten, daß der frühe Tod seines Vaters eben ihn verhindert hätte, die Verbindung mit Ferdinands Mutter feierlich zu machen. Aber der Fürst hätte ihn in die Rechte seiner Geburt, in den Namen: Freiherr von Bern,

Erbschenk, in den Adel, und in die Lehne der Berns mit allen Rechten wieder eingesetzt. Er las Ferdinand den das Legitimationsdekret mit lauter, langsamer Stimme vor. Dann schloß er ihn an seine Brust, begrüßte ihn als Grohnese, aber mit kalter Würde. Dann führte er ihn seiner Tante zu. „Begrüße die Schwester Deines Vaters, die Obristin Rauch, geborne Luise von Bern.“

Witten aus ihrer niederdrückenden Beschämung hob die Base ihr Auge, um das Urbild zu den Buchstaben L. B. und die Geliebte Herolds zu sehen.

Luise nahm lautweinend Ferdinand an ihre Brust. „Sohn meines Bruders und meiner Jugendfreundin, o komm an die Brust Deiner Mutter. Du bleibst mir allein über, allein. O Du weißt nicht, mein Sohn Ferdinand, mit wie vielfacher Liebe ich Dich zu lieben gezwungen bin! Du weißt es nicht. Wo ist die Geliebte, die Dir Dein edler Erzieher gab?“ Sie sah rings im Zimmer umher, ihr Blick irrete von Mädchen zu Mädchen.

Rosalie, ihre Schwester, standen da, und Sophie, die Morgenröthe der jungfräulichen Erdröthung und der Liebe auf den Wangen, und das Entzücken einer stolzen Zukunft in dem bedeckten Auge und auf der wogenden Brust.

Da sank Ferdinand vor Herold nieder, und sagte, seine Hand ergreifend: „Vater! O sey es wieder in einem noch heiligern Sinne. Gib mir Deine Tochter!“

Herold, zwar mit Thränen in den Augen, lächelte doch, als trieben sie Spaß.

„O Herold,“ rief Luise — „darf ich sie ihm zuführen? O Herold?“

„Können Sie errathen, welche es ist, Luise?“

Luise ging lächelnd, aber gerade auf Sophien los, mit den Worten: „Wer könnte Herolds Tochter, wer seine Geliebte verfehlen?“

Sophie schluchzte laut; aber eh' Luise sie fassen konnte, lag sie neben Ferdinand vor Herold auf den Knien,

Kneeten, legte, das nasse Auge verhältend, in seine Hand, und rief: „O mein Vater!“

„Meine Kinder!“ rief Herold laut und zärtlich — „o Gott segne Euch! Gott segne Euch! — Fietchen!“ sagte er dann leise, und wieder mit einem komischen Lächeln — „siehst Du, warum ich, da Du noch seine Schwester warst, fragte: „Ob Du ihn geliebt hättest?“ Nun, so nimm von mir statt des Bruders den Geliebten auf Leben und Ewigkeit, wenn dort der Mann da, Ferdinands Oheim, einwilligt. Verstehst Du zu bitten, so kniee vor ihn.“

Sophie blieb vor Herold liegen; aber Ferdinand kniete vor dem General, und sagte: „Es ist die erste Bitte, die theuerste meines Lebens, mein Oheim!“

„Ich weiß,“ sagte der General feierlich und auf Herold sehend — „ich habe kein Recht, Dir etwas abzuschlagen. Gott segne Dich und sie!“



Da nahm Luise Sophien an ihre Brust, und führte, der jungen, reizenden Nichte lieblosend, sie zu dem General.

„Seyn Sie mir willkommen, Nichte,“ sagte der General, ein wenig freundlich — „in meiner Familie!“ Er nahm sie an seine Brust; dann legte er ihre und Ferdinands Hand zusammen. „Aber,“ fuhr er mit Ernst fort — „Ihre Tochter, Herold? Ihre Tochter? Ich dachte —“

„Das hätt' ich zu fragen, lieber Oheim,“ sagte Luise sehr lebendig — „aber antworten kann ich für Herold. Es ist seine Tochter nicht, odgleich ich sie nicht kenne, nichts von ihr weiß. Aber Herolds Tochter ist es nicht.“

„Seht die Base an, ich bitte Euch.“  
Alle wendeten die Augen auf Herold.

„Sophie ist meine Tochter nicht!“ sagte er, und auf einmal wurde er ernst, und seine Augen blügend.

„Wer ist sie denn?“ fragte der General.

Herold konnte vor Gewalt der Empfindung nicht sogleich antworten. Er ging näher zum General, stand, schlug die Augen gen Himmel: „Sophie, die Braut Ferdinands von Bern, ist die Tochter jenes edlen Mädchens, das Dronten — o Du mein unglücklicher Freund! — das Dronten liebte — Herr General, erkennen Sie die Hand des versöhnenden Schicksals? — des Mädchens Tochter, um deren willen Ferdinands Vater starb!“

Es entstand eine Todtenstille im Zimmer.

„Das vergossene Blut,“ fuhr er kräftig fort — „ist versöhnt durch das Mädchen, dessen Hand Sie, Herr General, eben in Ihres Neffen Hand legten, der Mord ist versöhnt, der Mörder wird Ruhe finden, der Himmel lächelt, und aus den beiden wird ein neues edles Geschlecht emporsprossen, auf dem die Barmherzigkeit Gottes ruht! Ihrer Nichte Vater, Herr General, war ein sehr edler Mann.



Er hieß Schleicher. Er fand meinen Albert, der von den Furien des Brudermordes umhergetrieben wurde, im wilden Gebirge des Harzes. Er wurde sein Tröster, er wurde sein Schutzengel; er versprach ihm, der Schutzgeist der Tugend, des Glücks seiner verlassenen Geliebten zu werden. Er hielt Wort. Sie wurde seine Frau, und diese Sophie — ist seine Tochter. Sie stehen verwundert, Herr General. Ich erzähle Ihnen das alles summarisch, und über eine summarische Untersuchung haben Sie nie ein Urtheil fällen lassen, weil Sie ein edler Mann sind. Ich habe alle Papiere, die Briefe Ihres Messens an Adelheid, Ferdinands Mutter, die Briefe Alberts an mich, über Sophiens Mutter, und Schleichers Papiere. Ich muß Sie bitten, Herr General, Sie, Luise, Sie, Herr Obrist, die Papiere von mir lesen zu hören, und dann sollen Sie das Urtheil über das edle Paar dort sprechen, und das Paar soll dem Urtheil gehorchen.“

Die Biere gingen auf Herolds Zimmer.

Die Base war so schen geworden, daß sie es nicht wagte, in ein Nebenzimmer zu gehen, um ein wenig zu horchen. Sie sagte bloß: „Gott hat alles wohl gemacht!“ und sie wäre in ihr Zimmer geschlichen, wenn nicht plötzlich Ferdinand wie toll geworden wäre.

Er flog zu Sophien, die stumm da stand, weil sie von allen den Begebenheiten tief erschüttert war; er faßte sie in seine Arme, und zischelte ihr ein Paar Worte in's Ohr, und diese Paar Worte besetzten die Sinne — denn das war Sophie — mit einem glücklichen Leben. Ferdinand war wie toll. Er machte ein Paar Luftsprünge, stand plötzlich still, schlug die Flachhände, dann die Fäuste zusammen, starrte vor sich hin, als sähe er Gespenster, erblaßte. Dann jagte ein dunkles Roth die Blässe vom Gesicht. Dann lief er wieder zu Sophien, nahm sie in seine Arme. Entzückten sprühte Funken aus ihren Augen. Sie zi-

schelten wieder ängstlich, dann freudig. Dann stürzte Ferdinand zur Thür, als müßte er schnell fort; und kehrte langsam zurück, rief: „O Himmel! O Geschick! O Gott!“ und Sophie war sein Echo, bis der General und die andern wieder in's Zimmer traten.

Es war nichts, als bei dem Namen Albert Dronten war ihm Marzell eingefallen, bei dem der Obrist Rauch, und die Obristin, und Minna, und daß Minna's Eltern ja vor ihm standen.

„Gottes Segen mit Dir, Du edles Paar!“ rief der General im Hineintreten.

Herold schlug die Hände zusammen, und rief: O wärst Du, mein Albert, wärst Du hier!“

In demselben Augenblick warf sich Ferdinand Herolden an die Brust, und rief triumphirend: „Vater, Albert kommt! Er kommt, heute oder morgen!“ und Sophie sank zu Luise's Füßen, übermannt von unendlicher Liebe und Freude, und rief mit jauchzender Stimme

eines Engels: „Ihre Tochter lebt! Minna lebt! Sie kommt! Sie kommt gewiß heute noch!“

Dieses jauchzende Geschrei zauberte in einem Augenblick ein Stillstehen aller Lebenspulse hervor, und dann entstand ein Freudengeschrei, und eine Bewegung durch einander.

„Minna lebt!“ rief die Mutter — „mein Kind lebt!“ und sie lag erblaffend in Herolds Armen. Der Obrist hielt Sophie n, die wieder zur Mutter wollte, an seiner Brust, und wollte wissen, woher sie es wüßte.

„Sie lebt! Sie lebt!“ schrie alles, bis dann der General Stille gebot.

Ferdinand hob die Erzählung an; aber schon in Straßburg stockte er.

Auf der Fährte bei Stille ging's rasch.

„Der war ihr Ketter, lieber Ferdinand, der? Ein edler Junge, Herr General!“

Ferdinand hielt's zuletzt für besser, lieber Marzells Briefe dem General



zu geben, als ewig stocken müssen. Er wollte fort; aber Sophie, die, an's Fenster zurückgezogen, die Wirkung abwarten wollte, die ihres Bruders Heirath mit des Obristen Tochter haben könnte, schrie auf einmal: „Sie sind's! Sie sind da! Marzell! Minna! Albert! Alle!“ und hinaus war sie, und wie ein Sturmwind die Treppe hinab, Luise und ihr Mann hinter ihr her. Ferdinand mit offenen Armen war fort. Herold, mit stockendem Athem und gelähmter Kraft, stammelte leise den Namen Albert, bis er unten die bekannte Stimme hörte. Sie gab ihm Kraft und Muth wieder. Er slog hinab, und lag stumm in Albert's Armen, an seinen Lippen, und er sagte nur leise: „Albert!“ und Albert antwortete nur leise: „Wilhelm!“ Und da einen Schritt weiter lag eine Mutter ohnmächtig in den Armen einer geliebten Tochter, die übermenschlich mit der hervordringenden Ohnmacht rang. Da hielt der Bruder die Schwester umschlungen mit einem Arm, mit dem an-

dem Ferdinanden, und Ferdinand erzählte tauben Ohren: „Sophie ist meine Braut!“ und die Schwester von der Mutter Tode!

Der Obrist erkannte in seiner Tochter Begleiter den jungen Mahler von Gar da, und ein Kind von drei Monaten auf dem Arm einer Schweizerin, das seiner Kleidung nach Niemanden zugehören konnte, als — seiner Tochter.

Er fragte leise: „Wem gehört das Kind?“

Die Wärterin antwortete: „Der jungen Fräule da! Der da ist der Vater!“ Sie zeigte auf den jungen Mahler. Er fragte nicht weiter.

Da aber fragte die Mutter endlich: „Wer rettete Dich, Minna?“

Sie zeigte mit zitternder Freude auf Marzell, und in dem Augenblick erblickte sie ihr Kind.

Sie schrie auf vor Freude, der Mutter ein neues Entzücken zu bringen; sie nahm das Kind an ihre Brust, that siegend einen Schritt, und da bedachte sie —

und die Schulb beugte ihr Haupt. Sie kniete langsam mit dem Kinde vor ihrem Vater, sagte leise weinend: „Dies ist mein Sohn, Vater! Mein Ketter ist sein Vater. Ich konnte ja nicht mehr zweifeln, meine theuren Eltern wären in Badia angekommen. Da hatte ich Niemanden, Vater, als meinen Ketter, und den Segen meiner Mutter zu meiner Verbindung. O mein Vater, nehmen Sie Ihre Tochter gützig auf, und müssen Sie zürnen, so zürnen Sie mit mir, und geben Sie meinem Sohn Ihren Segen.“

Luiſe hörte das. Sie nahm das Kind an ihre Bruſt, rief: „O meinen Segen haſt Du, Minna, wer auch Dein Ketter war. Tausend Segen für einen! Wo iſt er, Dein Ketter? Wo iſt der Vater Deines Kindes?“

„Marzell!“ rief Minna. An den Namen erkannte ihn die Mutter. „O iſt er es? O Gott ſey geſeget! Wie fand er Dich? Wie rettete er Dich?“

„Er iſt mein Bruder!“ rief Sophie, und ſie führte ihn zu Luiſen.

Nun umschloß der Kreis das junge Paar, obgleich kein Mensch den Zusammenhang recht begriff, selbst die Base nicht, die auf ihrem Treppensuhle kein Wort überhörte.

„Jeder fragte, jeder erzählte. Niemand begriff. Albert führte seinen Freund zu Minna, die noch immer mit ihrem Sohne vor dem Vater kniete. „Sieh, dieses Kind, Wilhelm; dieses unschuldige, hilflose Kind hat mich wieder mit dem Leben versöhnt.“

„Wie denn, liebster Albert?“

„Des Kindes Vater ist Sophiens, meiner Sophie Sohn, und seine Mutter aus Berns Blut, das diese Hand vergoß.“

„So bist Du doppelt versöhnt mit dem Leben, und mit Allem, Albert; denn dieses Mädchen —“ er riß Sophien heran — „ist Deiner Sophie Tochter, und ihr Verlobter ist Berns Sohn.“

„Berns Sohn?“ fragte Albert zitternd und leise.

„Ja, fasse ihn an Dein Herz, und alle Schuld ist abgethan!“

Der General wurde ungeduldig, bis endlich oben Ferdinand Marzells Briefe mit lauter Stimme vorlas, woraus denn alles klar wurde.

„Dazu läßt sich nichts sagen!“ so schloß der General. „Ich weiß nicht, wie Minna, wie der junge Mensch da, es anders und besser hätte machen können! Wer einen Menschen rettet, hat ihn auf immer gewonnen. Und, Herold, könnte ich nicht sagen, eine höhere Hand führte ihn nach Straßburg, an den Garbafsee, nach Vadia? könnte ich nicht?“

„O Herr General, ich frage, sollen wir nicht so sagen?“

„Aber Ferdinand und Sophie? Ich weiß doch, daß Ferdinand eine andere Frau bestimmt war. Wer half diesem Paar zusammen?“

Herold besann sich; Dann sagte er lachend: „Nächst Gott, dort Vase Marzeller.“

Die Vase verbeugte sich mit großer

Armut und einem bescheidenen Lächeln.  
„Was ich that, kam, weiß es Gott, aus  
einem guten Gemäth.“

Nun erschien endlich der Reichsfreiherr.  
Herold nahm ihn mit großer Liebe auf.  
„Sie kommen zur rechten Zeit, Herr Bar-  
on, wir sind hier beim Kapitel der guten  
Ehen. Sehen Sie, da stehen zwei jun-  
ge Paare, und da aller guten Dinge drei  
seyn müssen, so —“

Der Freiherr ergriff Rosaliens  
Hand, und führte sie zu Herold.

„Ich gebe Sie Ihnen, Herr Baron,  
meine Tochter und meinen Segen.“

Er ging mit ihm in ein anderes Zim-  
mer. Die Geheimeräthin zeigte jetzt auf  
ihrem Gesicht eine kleine Kengslichkeit,  
bis der Baron mit einem vor Freude leuch-  
tenden Gesicht mit Herold zurückkam.

Die Verbindungen wurden gefeiert.  
Marzell und Minna zogen mit Al-  
bert, Sophie und Ferdinand mit  
dem General. Herold ging von einem  
zum andern, und jedes Jahr kamen sie  
alle auf ein Paar Monate zusammen,

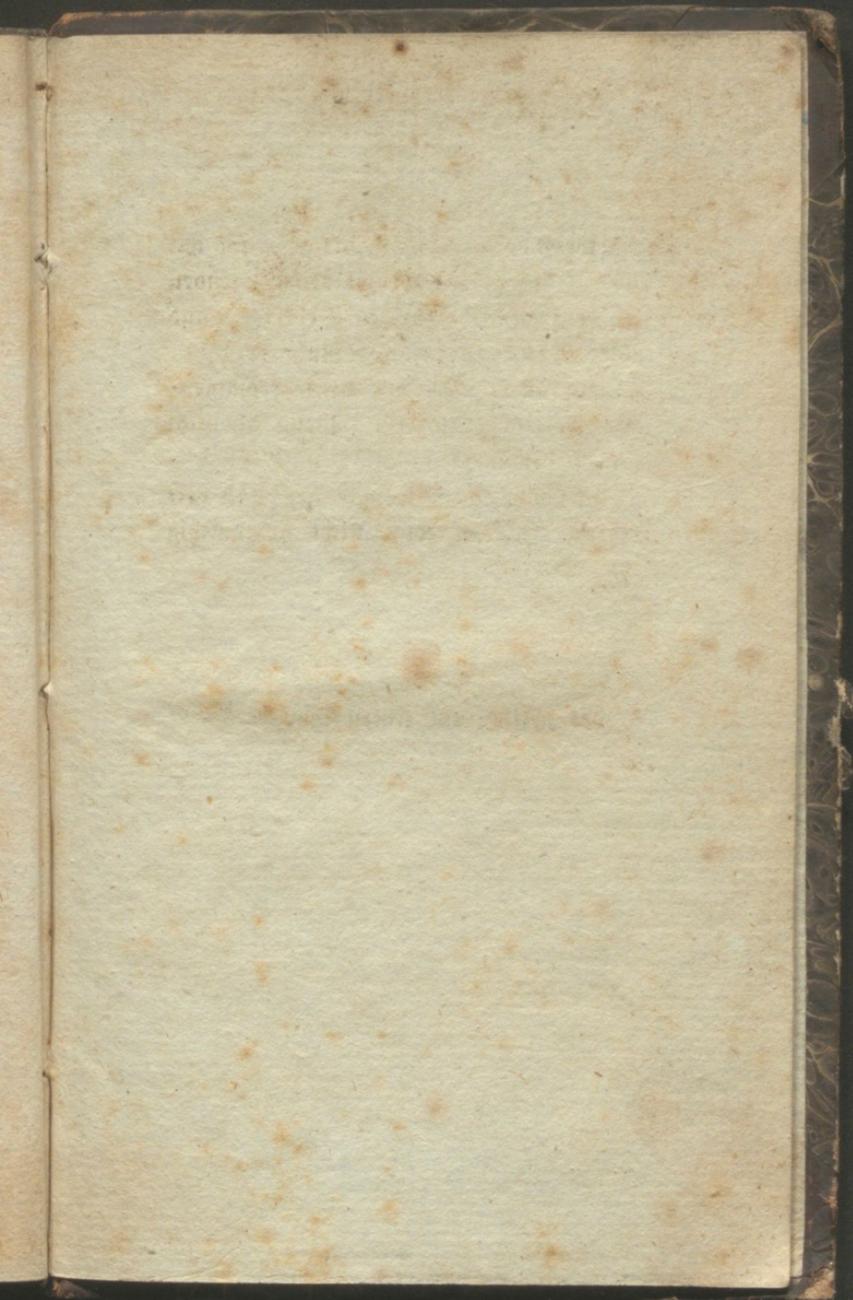


und wenn Herold zurückkam, und mit einer heiligen Freude von den Tugenden und dem Glück der beiden Geschwister und seines Alberts heiterer Ruhe erzählte: so sagte Margret mit einem frommen, aber stolzem Seufzer: „Wenn ich nicht war, lieber Vetter? Wie denn?“

„So war Gott!“ sagte Herold verzeihend. „Man muß nicht hochmüthig seyn, Base!“

E n d e

des zweiten und letzten Bändchens.





8560

9366

v

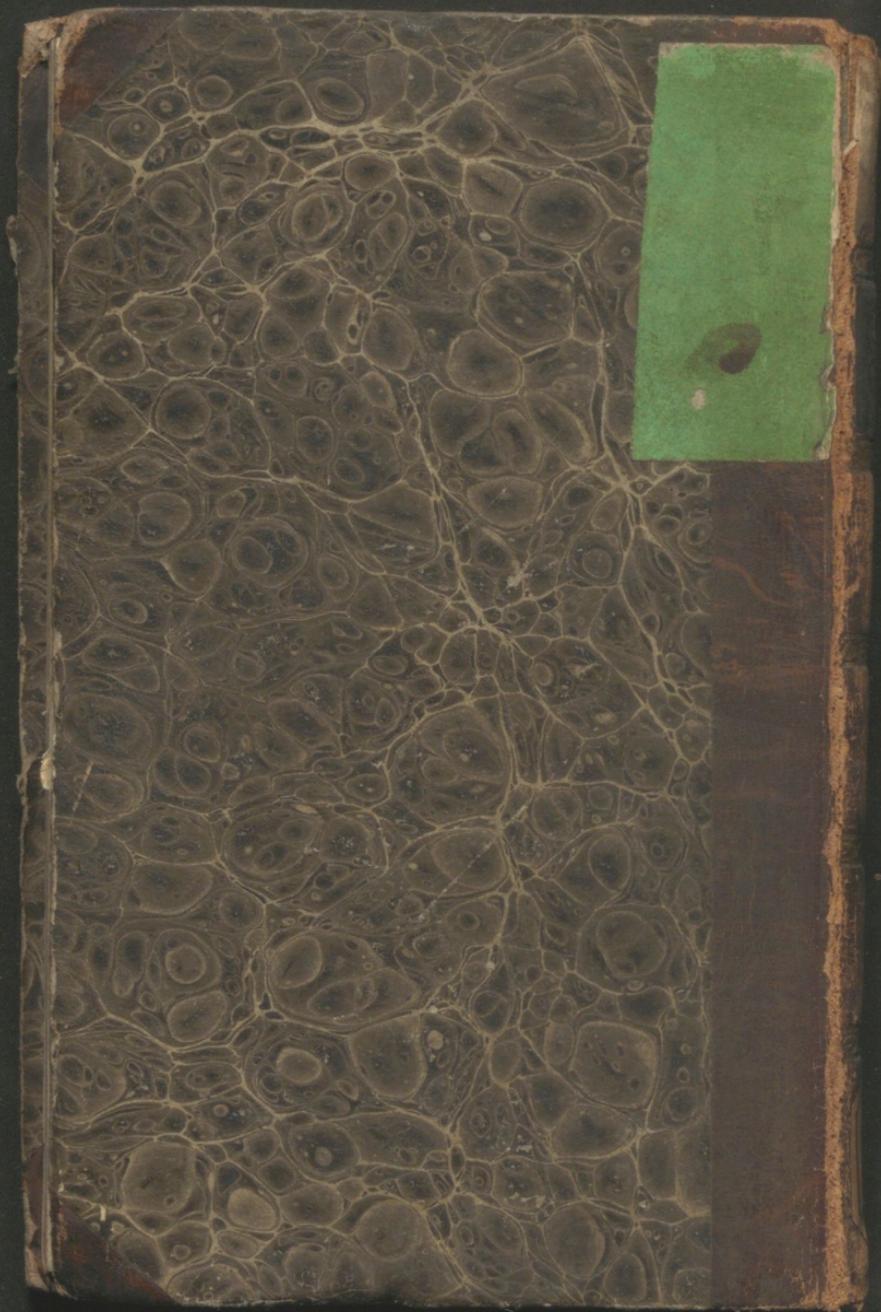
Dd 2719

S

ULB Halle  
008 869 898

3





Die  
Geschwister

